

# Begegnung mit dem ANDEREN in Dichtung und Kirche

Dokumentation eines Werkstattgesprächs  
der Deutschen Bischofskonferenz und des  
Zentralkomitees der deutschen Katholiken  
(ZdK)

1. bis 3. Februar 2018

Begegnung mit dem ANDEREN in Dichtung und Kirche. Dokumentation eines Werkstattgesprächs der Deutschen Bischofskonferenz und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) vom 1. bis 3. Februar 2018 in der Abtei Michaelsberg/Katholisch-Soziales Institut (KSI) der Erzdiözese Köln / hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz in Zusammenarbeit mit dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK). – Bonn 2018. – 129 S. – (Arbeitshilfen ; 300)

---

## INHALT

### Geleitworte

<i>Kardinal Reinhard Marx</i> .....	5
<i>Thomas Sternberg</i> .....	11

### Begegnung mit dem ANDEREN in Dichtung und Kirche Drei Angänge

<i>Heinrich Detering</i> .....	19
<i>Daniela Danz</i> .....	33
<i>Samir Grees</i> .....	39

### „Man muss wissen, wer weggeht und wer nicht zurück- kommt – alles andere ist sinnlos“ (Lesung und Gespräch)

<i>Felicitas Hoppe und Brigitte Schwens-Harrant</i> .....	49
---	----

### Fragmentierungen und rote Fäden Gibt es eine digitale Literatur?

<i>Jo Lendle</i> .....	71
------------------------	----

### „Angemessener“ Sprachduktus Am Beispiel des Sprechakts Predigt

<i>Erich Garhammer</i> .....	81
------------------------------	----

**Mit dem heiligen Antonius dem Anderen begegnen  
(Lesung und Diskussion)**

*Michael Köhlmeier, Albert Gerhards,  
Weihbischof Manfred Grothe, Theresa Hahl,  
Weihbischof Christoph Hegge,  
Bischof Joachim Wanke u. a.*..... 91

**Texte, Klänge und Stille im Gottesdienst**

Dokumentation des Stationengottesdienstes „Licht!“  
am 2. Februar 2018 in der Abteikirche Michaelsberg..... 109

**Begegnung mit dem ANDEREN in Dichtung und Kirche  
Impressionen und Perspektiven**

*Weihbischof Christoph Hegge*..... 125

Die Lesungen von Nora Gomringer und Folke Tegetthoff konnten aus  
lizenzrechtlichen Gründen nicht dokumentiert werden.

## Geleitwort\*

*Kardinal Reinhard Marx*

Vor Kurzem sah ich einen Trailer des Films „Shape of Water“ und mir wurde klar, dass es darin genau um das Thema unserer Tagung geht: Die – durchaus ambivalente – Begegnung mit dem Anderen, mit dem Fremden, in diesem Fall mit dem Fremden als Symbolgestalt für die in vielerlei Hinsicht irrationalen Feindbilder des Kalten Krieges. In dem Film werden „das Andere“ und „das Fremde“ eindrucksvoll durch einen Amphibienmenschen verkörpert, der aufgrund seiner Andersartigkeit als Bedrohung erlebt wird, in den sich aber schließlich eine taubstumme Mitarbeiterin des amerikanischen Geheimdienstes verliebt.

Angst und Faszination im Blick auf das ganz Andere – das führt uns in eine außerordentlich aktuelle Diskussion, ja es ist das Thema der Zukunft. Was aber bedeutet es, den Anderen als Anderen anzuerkennen? Aus dieser Fragestellung, das heißt vom Anderen her und auf den Anderen hin zu denken, sich ihm aber nicht völlig anzuverwandeln, hat sich ja eine ganze Philosophie entwickelt. Gibt es unter Menschen, die unterschiedlich sind, die je anders sind, überhaupt so etwas wie ein echtes Verständnis füreinander oder bleibt da nicht im Letzten doch immer eine unüberbrückbare Kluft?

Während des Reformationsgedenkjahres 2017 habe ich immer wieder betont: Man versteht den Anderen nicht ohne das Element der Freundschaft; schon Aristoteles hat nachdrücklich

---

\* Für die Publikation bearbeitete Nachschrift des frei gesprochenen Grußwortes zur Eröffnung des Werkstattgesprächs „Begegnung mit dem ANDEREN in Dichtung und Kirche“ am 1. Februar 2018 in der Abtei Michaelsberg in Siegburg.

darauf hingewiesen. Wenn ich dem Anderen von vorneherein in Abneigung begegne, werde ich nie etwas verstehen. Genau so aber ist es für die Zukunft von Freiheit und Demokratie fundamental, dass wir die Unterschiede in Kultur, Religion und Weltanschauung nicht verwischen; anderenfalls käme es zu einer zu „kohärenten“ Gesellschaft, in der auch vorge-schrieben würde, was man zu denken und wie man zu ent-scheiden hat. Und das wäre das Ende der Freiheit des Men-schen.

Was aber hat nun die Kirche mit dem Thema „Begegnung mit dem Anderen“ zu tun? In Theologie, Glaube und Kirche geht es zuinnerst um verstehende Kommunikation: Auf IHN, den ganz Anderen, zu hören und seine Weisung zu leben, aber auch miteinander zu sprechen und darauf zu hoffen, dass je-mand uns versteht, dass da einer ist, der ahnt, was du zu sagen hast, was dich bewegt, was deine Freude und Hoffnung und deine Trauer und Angst ist, um mit dem Zweiten Vatikanis-chen Konzil zu sprechen. Die Kirche ihrerseits aber wird von außen gelegentlich als etwas erratisch Fremdes, ganz Anderes angeschaut, als Relikt einer vielleicht interessanten, aber auch vergangenen Epoche.

„Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt“ heißt der Untertitel eines Buches, das vor einiger Zeit offensichtlich große Reso-nanz – auch in kirchlichen Kreisen – gefunden hat. In diesem Buch wird behauptet, dass die Kirche, dieses vermeintlich alte Relikt aus der Vergangenheit, mit einer aufgesetzten Sprache versuche, Kommunikation zu erreichen und dass dies ein Grund für die mitunter kommunikative Niederlage der Kirche gerade bei jungen Menschen sei. Diametral anders ist die Er-fahrung von Arnold Stadler, den ich vor knapp zwanzig Jah-ren, damals noch als Weihbischof, erstmals persönlich getroffen habe: Es war quasi eine Vorläufer-Veranstaltung unseres

---

heutigen Werkstattgesprächs, ein Literaturgespräch der Deutschen Bischofskonferenz und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken 1998 in Telgte. Stadler arbeitete damals gerade an seinen später berühmt gewordenen Psalm-Übertragungen, in die er seine persönliche, existentiellste Erfahrung der Begegnung mit dem Anderen hat einfließen lassen. Dazu gehört wesentlich auch seine Erfahrung bei der ersten heiligen Messe, wo er als Junge ministriert hat und jene Worte des Stufengebets üben musste: „Introibo ad altare Dei. Ad Deum, qui laetificat juventutem meam.“ Arnold Stadler hat dies genauso erlebt wie ich selbst, als auch ich noch ein kleiner Junge und Messdiener war – und diese gemeinsame Erfahrung hat mich sehr berührt: Das „Erlernen“ des Stufengebets vollzieht sich gewissermaßen als zweifache Initiation. Zunächst ist es eine literarische Initiation, denn es handelt sich um ein Gedicht, um Psalmen und das auch noch auf Lateinisch, ursprünglich sogar auf Hebräisch, was sich in der lateinischen Übertragung ja auch spürbar abbildet. Zugleich aber handelt es sich um eine Initiation ins Religiöse, also in eine irgendwie „andere Welt“.

Arnold Stadler beschreibt nun seine Erinnerung an die zweifache, literarische und religiöse Initiation in einer Weise, die mir zutiefst aus dem Herzen gesprochen hat. Er sei in ein Anderes hineingekommen, in eine andere Welt, die ihn angezogen habe, sagt er. Im Stufengebet des katholischen Messritus sei er zum ersten Mal in seinem Leben echter Literatur begegnet. „Introibo ad altare Dei. Ad Deum, qui laetificat juventutem meam.“ – „Zum Altare Gottes will ich treten. Zu Gott, der mich erfreut von Jugend auf“ – ein faszinierendes Eintreten in eine Welt, die nicht einfach zu verstehen ist. Es war für einen Neunjährigen eine unglaubliche Erfahrung, die Barriere der Sprache und des Kultes zu überschreiten und in diese Welt des Anderen, zunächst Fremden, einzutreten. Eine Welt, die für Arnold Stadler als Jungen anziehend war und die für mich

anziehend war und ist: Als Priester lebe ich jeden Tag mit den Psalmen; ich bete insofern jeden Tag Gedichte. Wir, Theologen und Literaten gleichermaßen, leben und verwirklichen eine Welt der Zeichen, der verdichteten Sprache, eine Welt der faszinierenden Kraft des Heiligen, was zugleich auch erschreckend sein kann – *mysterium tremendum et fascinans*. Das ist Arnold Stadler und mir erst später bewusst geworden: Die Faszination des Schönen bewegt und erregt uns, sie treibt uns aber auch ins Fürchten hinein, denn in ihr offenbart sich ein „Mehr“, das einem den Boden unter den Füßen wegzieht, ein Überschuss für das je Größere, ein Erschrecken und Staunen über das Geheimnis Gottes, das im Lauf meines Lebens eher größer geworden ist.

Auch der emeritierte Papst Benedikt XVI. hat auf das Gemeinsame in der literarischen und in der kirchlichen Sozialisation hingewiesen, die uns für das Andere, für den Bedeutungsüberschuss öffnen will. Deswegen sind für mich das Lesen und das Hören so wichtig. Meine Familie und die Kirche waren für mich Initiationsorte für beides: für das Andere der Religion, das über das Alltägliche hinausgeht, ebenso wie für das Andere der Dichtung. Obwohl ich aus keinem Akademikerhaushalt stamme, war mein Vater ein leidenschaftlicher Gedichte-Vorleser, sodass ich schon als Kind Goethe, Hölderlin und Brecht gehört habe. Ohne Literatur wäre ich also nicht der, der ich heute bin. In meinem Leben gab es immer wieder Bücher, Literaturen, die mein Denken und Fühlen, meine Sprache und meine Bildwelt wesentlich geprägt haben. Es ist so wichtig, dass wir versuchen, mittels des Literarischen die Welt des Anderen zu erreichen, uns damit fruchtbar auseinanderzusetzen, zu lernen, dass sich gerade in der kunstvollen Verknappung der Ausdrucksweise, im Bemühen, etwas bewusst offenzulassen, ein ungeheurer Raum der Fantasie und des Möglichen eröffnet!

Man kann nicht alles in Worte bringen, aber man kann Worte so formulieren, dass der Raum des Unausprechlichen sich öffnet. Shakespeares berühmtes Hamlet-Zitat „The rest is silence“ wird ja oft falsch übersetzt mit „Der Rest ist Schweigen“. Korrekt aber muss es heißen: „Der Rest ist Stille“! Das ist etwas völlig anderes als Schweigen. Dies ist es doch, worauf große Literatur und Liturgie gleichermaßen hinwirken, dass sie uns die Stille des Ungesagten wie ein Echo des unendlich Anderen „hören“ und „lesen“ lassen. Am Ende bleibt doch eine kraftvolle und so sprechende „Stille“.

Darum ist es wichtig, dass Werkstattgespräche stattfinden zwischen denen, die in heutiger Form, in heutiger Art und Weise, Sprache verdichten und damit neugierig machen auf den Bedeutungsüberschuss, und jenen, die in Theologie und Liturgie die Dimension des Transzendenten eröffnen. Deshalb möchte ich der kleinen Gruppe, die die Programmgestaltung unseres Werkstattgesprächs ausgearbeitet hat, ausdrücklich danken: Msgr. Prof. Dr. Wolfgang Bretschneider, Prof. Dr. Albert Gerhards, Dr. Jakob Johannes Koch, Dr. Sabine Schöbler, Johannes Schröer und korrespondierend Prof. Dr. Heinrich Detering. Ihnen sage ich ein herzliches „Vergelt’s Gott“.

Beiden – Dichtung und Kirche – ist gemeinsam, dass sie hinter die Kulissen zu schauen versuchen. Dass sie „das Andere“ schauen wollen. Literatur und Theologie: zwei Sprachspiele, einander befruchtend, einander fordernd. Dennoch besteht zwischen beiden eine Kluft: Hier die Erzählung, dort der Offenbarungstext; hier das Ringen mit Welt und Existenz, dort das Ringen um die Transzendenz. Haben sich deshalb Dichtung und Theologie wechselseitig so sehr aneinander abgearbeitet, miteinander geflirtet, einander nachgeahmt und miteinander gekämpft? Wie nah und wie fremd sind sie sich heute? Dem will dieses Werkstattgespräch auf die Spur kommen. Und

diese Spurensuche soll auch die hier nun vorliegende Dokumentation abbilden, die damit den Raum des Nachdenkens erweitern will um interessierte Zeitgenossen.

Siegburg, 1. Februar 2018

Kardinal Reinhard Marx  
Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

## Geleitwort\*

*Thomas Sternberg*

„Begegnung mit dem Anderen in Dichtung und Kirche“, so lautet die Überschrift des achten Symposiums in unserer Reihe der Künstlerischen Werkstattgespräche. Es ist geprägt vom Dialog über die Beziehung von Literatur und Theologie, von den Gottesdiensten in der Abteikirche und vom Erleben von Literatur in mehreren Lesungen.

Ort unseres Werkstattgesprächs ist eine ehemalige Abtei, wo seit 1000 Jahren Arbeit mit Texten eingeübt ist. Es hat eine gewisse Tragik, sich klarzumachen, dass hier nach so langer Zeit ein Kloster nicht mehr zu halten ist. Auch Himmerod in der Eifel, ein Ort, der von Bernhard von Clairvaux ausgesucht wurde, schließt ebenso wie Kloster Weingarten und andere, die europäische Kultur und Theologie geprägt haben. Die Schließung von Klöstern ist etwas, das wehtut, aber in der Gegenwart scheinen wir nicht mehr genügend Menschen zu finden, die diese Lebensform für sich angemessen halten. Mit Texten wurde hier sorgfältig über Jahrhunderte gearbeitet und Literatur geprägt. Doch es gibt heute neue tastende Versuche, sich auf anderen Wegen mit Texten zu beschäftigen, zu neuen Formen und zu neuen Sprachweisen zu kommen.

Den Dialog zwischen Kunst und Kirche zu suchen, ist ein beständiges Anliegen des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, das wir mit der Deutschen Bischofskonferenz teilen. Ein wichtiger Anstoß für die Künstlerischen Werkstattgespräche ging 1979 von der Tagung „Kirche, Wirklichkeit und Kunst“ in

---

\* Nachschrift des frei gesprochenen Grußworts zur Eröffnung des Werkstattgesprächs „Begegnung mit dem ANDEREN in Dichtung und Kirche“ am 1. Februar 2018 in der Abtei Michaelsberg in Siegburg.

Bonn aus, bei der auf Initiative des Zentralkomitees katholische Laien, Bischöfe, Wissenschaftler und Künstler wie Josef Beuys und Heinrich Böll ein gemeinsames Gespräch begannen, das vielfach weitergeführt wurde. Da war 1995 eine große Tagung in Berlin mit vielen Künstlern aus unterschiedlichen Disziplinen. Es setzte sich nicht zuletzt in den Werkstattgesprächen fort, so etwa 1997 in Kopenhagen zur bildenden Kunst, 1998 das „Treffen in Telgte“ zur Literatur, 2002 auf Schloss Hirschberg zur Musik, 2010 in Weingarten zum Theater und 2013 zur Architektur in Maria Laach.

Und nun stehen wir am Beginn eines neuen Werkstattgesprächs, bei dem wir uns auf Literatur konzentrieren. Ich möchte zu Beginn einen Lyriker zu Wort kommen lassen, dessen Texte mich in den vergangenen Monaten bewegt haben.

*Wo fange ich an,  
wohin mit den Augen,  
den Blick aufzuheben  
zu deinem Morgen  
zu nehmen den Weg,  
wo führt er mich hin,  
hinaus aus der Irre?  
Noch singe ich nicht,  
ein Stammler der Liebe,  
ich bitte dich,  
lass mich sehen den Weg  
und singen dein Lied.*

Ein Gebet von Uwe Kolbe, der mit diesem Gedicht seinen neuen Lyrikband „Psalmen“ eröffnet. Es seien, so sagt er selber, die Psalmen eines Heiden, der Gott verpasst habe – „Ketzerpsalmen“.

Die Gegenwartsliteratur hat uns in der letzten Zeit viele Texte des Arbeitens am Wort angesichts der Suche nach Gott geschenkt. Ich sage bewusst geschenkt, denn ich glaube, es ist eine Gabe, dass die Gottesfrage, die Gotteszweifel Autorinnen und Autoren offenbar nicht loslassen und sie einen sprachlichen Ausdruck dafür suchen. Lassen Sie mich wenige weitere Beispiele benennen:

*„Ich schreibe dieses Buch, um mir nicht einzubilden, als Nicht-mehrgläubiger mehr zu wissen als jene, die glauben, und als ich, da ich selbst noch glaubte. Ich schreibe dieses Buch, um mir selbst nicht zu sehr recht zu geben.“* So Emmanuel Carrère in „Das Reich Gottes“, in dem er die Geschichte von Paulus und Lukas schreibt und mit seiner eigenen Biografie verbindet.

Ich habe den Eindruck, es gibt sogar ein neues Interesse an den Absonderlichkeiten, dem Fremden, dem Schwer-zu-Kategorisierenden in der Religion. So hat sich beispielsweise Sibylle Lewitscharoff kürzlich mit Blättern, mit Skizzen und Texten von Clemens Brentano beschäftigt. Wie er lange am Bett der kranken Nonne Anna Katharina Emmerick saß und ihre Visionen neu aufgeschrieben/erdichtet hat – in einer Melange zwischen Dichtung und Mystik. Sibylle Lewitscharoff hat sich mit einem solchen Blatt beschäftigt und mutmaßt darüber, was denn Brentanos Beweggründe gewesen seien, wie Emmericks Weg in die religiöse Verzückerung gegangen ist und wie sich Brentano damit beschäftigt hat.

Erwähnen möchte ich auch Ralf Rothmann, dem 2013 der Kunst- und Kulturpreis der deutschen Katholiken verliehen wurde und der in seiner Dankrede sagte: *„Christ, in der innigsten Bedeutung des Wortes, kann man immer nur werden wollen, darin liegt ja das Heil dieser Religion. Und so ist es mit der Literatur. Niemand, der es wirklich ernst meint, hält sich für einen Dichter, trotz aller Bücher und Preise nicht. Man kann es immer nur*

*werden wollen, und jede Zeile, die man zu schreiben unternimmt, ist ein neuer Versuch in die Richtung.*“ Auch seine Frage „*Gibt es jemanden, der grandioser gescheitert ist als Jesus?*“ habe ich noch im Ohr.

Viele Romane, Gedichte, Prosatexte von Autorinnen und Autoren könnte man nennen, insbesondere auch von den hier Anwesenden. Von Mangel an Transzendenz oder Naserümpfen angesichts religiöser Fragen in der zeitgenössischen Literatur keine Spur. Viele Autoren nehmen das Wagnis auf sich, von Gott zu reden und zu schreiben. Religion ist nicht das zentrale Thema der deutschen Gegenwartsliteratur, aber es lassen sich viele Spuren des Religiösen finden – etwa Reflexionen eigener und fremder Religiosität, literarische Anknüpfungen an biblische Geschichten und Formen, christliche und andere religiöse Traditionen als Inspirationsquellen, Zur-Sprache-Bringen von Erfahrungen im Raum der Kirche oder mystische Betrachtungen.

Georg Langenhorst spricht von einer neuen Unbefangenheit, einer neuen Nähe von Literatur und Religion. Darüber werden wir zu sprechen haben. Und auch, obwohl ich sonst sehr vorsichtig bin, wenn man von Renaissance der Religion spricht, empfinde ich das doch mit Blick auf die Gegenwartsliteratur durchaus als nachvollziehbar. Allerdings nicht im Sinne eines affirmativen Sprechens oder einer christlichen Literatur, sondern vielmehr im Modus des Tastens, des Zweifelns, des Suchens. Des Suchens angesichts von Erfahrungen, die Grenzen überschreiten und übersteigen. Und doch scheint mir ein solches Tasten die angemessenste Form zu sein, religiöse Erfahrung, die Hoffnung auf Transzendenz überhaupt in Worte zu fassen.

Und ich glaube, diese Vorsicht vor der zu raschen, zu eindeutigen Formulierung, das ist es doch, das viele Autoren bewegt, wenn sie vor einem leeren Blatt sitzen und schreiben. Schon der über 50 Jahre alte Text von Marie Luise Kaschnitz bringt die

---

Vorsicht im Sprechen über Gott zum Ausdruck. Das Gedicht, das sie 1965 veröffentlichte, gehört zu ihren berühmtesten:

*Nicht gesagt  
Was von der Sonne zu sagen gewesen wäre  
Und vom Blitz nicht das einzige Richtige  
Geschweige denn von der Liebe.  
Versuche. Gesuche. Mißlungen  
Ungenau Beschreibung  
Weggelassen das Morgenrot  
Nicht gesprochen vom Sämann  
Und nur am Rande vermerkt  
Den Hahnenfuß und das Veilchen.  
Euch nicht den Rücken gestärkt  
Mit ewiger Seligkeit  
Den Verfall nicht geleugnet  
Und nicht die Verzweiflung  
Den Teufel nicht an die Wand  
Weil ich nicht an ihn glaube  
Gott nicht gelobt  
Aber wer bin ich daß*

Dieser offene Schluss, dieses offene Ende, das hat mich immer fasziniert an diesem Text. Und ich glaube, er sagt auch etwas über das Schreiben. Viele weitere Texte könnte man nennen, die versuchen, darüber zu sprechen, wovon Augustinus gesagt hat: „Wenn du es begriffen hast, ist es nicht Gott.“ Eine unglaubliche Anmaßung, ein unglaubliches Unternehmen, dafür neue Begriffe zu finden.

Nun wird der Kirche, den Theologinnen und Theologen, den Klerikern und Laien im kirchlichen Dienst schon lange und immer wieder vorgeworfen, dass sie gerade nicht angemessen von

Gott sprechen. Ein populärer Buchtitel formuliert drastisch „Der Jargon der Betroffenheit: Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt“ – das ist ein bisschen drastisch formuliert, und ich weiß auch nicht, ob es so stimmt. Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang auch Heinrich Böll erwähnen, der schon 1971 einen Dokumentarfilm mit dem Titel „Die Sprache der kirchlichen Würdenträger“ für den WDR produziert hat. Er analysiert und kommentiert darin kirchliche Reden und Texte und rechnet mit deren Ausdruckslosigkeit ab: *„Vielleicht ist es die Fertigkeit, die Glätte, die die Sprache der kirchlichen Würdenträger so nichts-sagend macht. Sie sind nicht bewegt und nicht bewegbar.“* Auch wenn es fast schon eine Tradition gibt, auf diese Weise vom theologisch-kirchlichen Reden zu sprechen, befürchte ich doch, dass da etwas ist, das gerade heute trifft.

Arnold Stadler, von dem schon die Rede war, hat sich mit kirchlicher Gebetssprache beschäftigt. Die Genauigkeit, mit der Arnold Stadler Psalmen und andere Texte übersetzt, ist vorbildlich. Er lässt sich einmal – Kardinal Marx erwähnte es bereits aus anderem Blickwinkel – über die erste Ministrantenantwort des Stufengebets der alten Messe aus „Ad Deum, qui laetificat juventutem meam“ (*Psalm 43,4*). In allen unseren liturgischen Übersetzungen steht „Zu Gott, der mich erfreut von Jugend auf“ und Stadler besteht auf der Lesung *„Gott, der meine Jugend erfreut“*. Und er stellt seine Betrachtungen darüber an, wie der Unterschied ist, ob er meine Jugend erfreut oder mich erfüllt von Jugend an. Solche Genauigkeit, wie wir sie in den Psalmenübersetzungen Arnold Stadlers finden, macht deutlich, dass wir uns häufiger der Kompetenz und der Sensibilität von Literaten bedienen sollten oder sie fragen und beauftragen sollten, wenn es um die Formulierung von Gebetstexten geht. Es ist nämlich keineswegs einfach, Orationen zu formulieren.

Ich habe den Eindruck, dass die tradierte christliche Sprache, die für viele Menschen lange Zeit entscheidendes Deutungsmuster

war, sich immer weniger mit ihren religiösen Erfahrungen verbindet, dass sie nicht mehr zu ihnen passt und so auch immer weniger Verwendung findet. Und zugleich sehe ich bewegende Literatur, der das Zur-Sprache-Bringen religiöser Erfahrungen in ihrer Weise offensichtlich gelingt. *„Literatur ist für mich ein Medium, das keine Antworten geben muss, sondern Fragen offen halten darf“*, so hat Andreas Meier formuliert. Vielleicht kann das auch für Theologie und Kirche ein Schlüssel zu einer neuen Gottesrede sein, in der sie an die großen Traditionen der negativen Theologie und der Mystik anknüpfen können.

Vielleicht sind es gerade die Sprachen der Kunst, die am ehesten geeignet sind, das ganz Andere dessen zu benennen, worauf die Religiös-Musikalischen (um sie einmal so zu nennen) ihre Hoffnung setzen und ihr Leben bauen. In den offenen Zeichen der Kunst sind die Bedeutungen so erweitert, dass sie eben mehr sagen, als die Worte bezeichnen. Der heftige Streit übrigens um Eugen Gomringers Gedicht „Avenidas“ an einer Berliner Hauswand hat ganz deutlich gemacht, wie offene Bedeutungen funktionieren. Ich bin im Grunde sehr froh, dass hier einmal ein Gedicht zum Thema des öffentlichen Diskurses geworden ist, dass man über einen lyrischen Text streitet. Man macht sich öffentlich Gedanken darüber, wie konkrete Poesie funktioniert und was da eigentlich zu lesen ist. Eine solche Lyrik spricht in Zeichen, die über den Alltagsgebrauch hinausgehen, weil sie mehr sagen als das, was an der Oberfläche zu finden ist, die Nachdenken und Empfinden anregen. Das ist die tägliche Arbeit der Künstler, auch derjenigen, deren Material die Sprache ist.

Ich möchte mich zum Abschluss dem Dank meines Vorredners anschließen: Er gilt der Deutschen Bischofskonferenz als Kooperationspartner. Aber der Dank gilt ganz besonders den Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmern, die in der Abtei Michaelsberg zusammengekommen sind. Unser Austausch lebt von der Ver-

schiedenheit der Erfahrungen und der Expertise. Unsere Beratungen, Gespräche und Diskussionen sind in vielerlei Hinsicht „Begegnung mit dem Anderen“ – da, wo zuvor vielleicht Fremdheit zu spüren war, möge eine neue Nähe entstehen und da, wo bereits Nähe vorhanden ist, möge sich diese intensivieren und Früchte tragen. Das wünsche ich mir und uns.

Siegburg, 1. Februar 2018

Prof. Dr. Thomas Sternberg  
Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken

## Begegnung mit dem ANDEREN in Dichtung und Kirche Drei Angänge

### Erster Angang\*

*Heinrich Detering*

*Am Grund der Diskurse ein Fisch, ein  
Fisch, der nicht zu fassen ist, es ist  
ein Fisch, am Grund der Diskurse  
schwimmt ein Fisch, nicht zu fassen,  
am Grund ein Fisch, der schwimmt, am  
Grund der Diskurse schwimmt ein Fisch,  
ein Fisch, der nicht zu fassen ist*

Dieses Gedicht schrieb der heute 50-jährige Dichter Dirk von Petersdorff 1992 und der große Dichter und Anthologist Harald Hartung hat es 1999 als letztes Gedicht ans Ende seiner Reclam-Anthologie „Jahrhundertgedächtnis“ gestellt. Denn, so wollte er uns Lesern zu verstehen geben: Am Grunde der lyrischen Diskurse eines Jahrhunderts schwimmt ein Fisch, der immer nicht zu fassen ist. Mich erinnert das Gedicht an einen Tageschaukommentar, der viele Jahre alt ist und der heißt: „Wir brauchen all diese Autobahnen, um dahin zu kommen, wo es keine mehr gibt.“ Und analog dazu könnte das Gedicht von Dirk von Petersdorff sagen: „Wir brauchen all diese Wörter, um dahin zu kommen, wo wir keine mehr gebrauchen.“

---

\* Nachschrift des frei gesprochenen Vortrags.

Nun ist der Fisch in Petersdorffs Gedicht nicht zufällig das Christus-Symbol. Der Dichter hat es sich zumindest sehr wohlwollend gefallen lassen, dass man das Gedicht so lesen dürfe. Das Andere ist hier immer schon der Andere, der durch Wörter nicht zu erreichen ist, aber an ihrem Grund schon überall da ist und in Wörtern entwischt – nicht zu fassen.

Da ich hier als Kritiker, Literaturhistoriker und Dichter eingeladen bin und es, glaube ich, nicht viele von uns gibt, die das zusammen sind, erlaube ich mir ein nur fünfzeiliges eigenes Gedicht dagegen zu stellen, das mir vor ein paar Jahren unterlief, als ich über das Isaaks-Opfer nachdachte und über den Vorschein des Kreuzesgeschehens darin – ein Mysterium, das ein anderes noch viel unfasslicheres vorausahnt. Während ich das Gedicht schrieb, ergab es sich, dass es von Vers zu Vers immer mehr verstummte. Sodass es vom A über das E, I und O zum U und dann eben nicht mehr weiter als ins Stumme oder ins weiße Papier ging.

*Sabbat war als Abraham ankam  
Segensgebete wehten meerwärts  
wie hing dies Tier tief im Dickicht  
Oh Holzstoß, oh Stroh, so lobt doch Gott  
Und du Blutfluss trugst uns zur Ruh*

Wir verstummen immer aufs Neue. Das Reden und Schreiben fängt immer wieder von vorne an ...

Es gibt eine gar nicht mehr so neue Unbefangenheit in der deutschen Gegenwartsliteratur – weit über die üblichen Verdächtigen hinaus – gegenüber dem weiten, unbegrenzten Feld von Glaube und Religion bzw. Religionen. Zu dem, was da fremd geworden ist und schreibend wiedergewonnen werden könnte, gehört die christliche Tradition, gehört die Bibel vielleicht mehr, als manchen von uns lieb sein mag, aber auch wieder mit allem Reiz

des Fremdgewordenen und Wieder-Neuen. Man denkt in kirchlichen, jedenfalls katholischen, Kreisen immer wieder an dieselben üblichen Verdächtigen (gegen deren Arbeit freilich nicht im Geringsten etwas gesagt werden soll – es sind halt die, die einem immer wieder einfallen):

- Martin Mosebach, über den man dann sofort und immer streitet; alleine die Nennung des Namens genügt und der Abend ist bei Katholiken „gerettet“;
- Patrick Roth mit dem Buch Joseph – mit dem ganz großen, epischen Versuch eines Jesus-Romans in der Postmoderne;
- Ralf Rothmann, der schon Genannte;
- Arnold Stadler, der leider nicht bei uns sein kann;
- Sibylle Lewitscharoff, die in ihrem Roman „Das Pfingstwunder“ spaßig, satirisch und ironisch ein Buch über das ganz leibhaftige Hereinbrechen des Heiligen Geistes mitten in eine literaturwissenschaftliche, kirchengeschichtliche Wissenschaftlerrunde geschrieben hat;
- Christian Lehnert, welcher der einzige Mensch in Deutschland, vielleicht sogar in Europa ist, der gleichzeitig verbeamteter Liturgiewissenschaftler und als Lyriker Suhrkamp-Autor ist. Liturgie und Lyrik haben bei dem vormaligen Pfarrer Lehnert, der als Dichter nie darauf angesprochen werden mag, dass er Pfarrer ist – aber er ist doch einer – sehr viel miteinander zu tun, ja, diese beiden Felder beziehen sich auf das Schönste aufeinander. Auch da, wo Lehnert über Liturgie schreibt: In seinem jüngsten Liturgiebuch „Gott in einer Nuß. Fliegende Blätter vom Kult und Gebet“ geht es – ganz im Sinne des oben zitierten Wortes von Arnold Stadler – darum, welche sprachliche, welche dramatische, ja, welche theatrale Schönheit in den alten – gerade in seiner evangelischen

schen Kirche so vernachlässigten – Formen der Liturgie wiederzugewinnen wäre.

Die alle gibt es, die erwartet man, wenn man jemanden wie mich bittet, zur Einführung in diese Tagung ein paar Worte zu sagen. Es gibt freilich auch ganz andere, die aber dann, wenn man sie liest, gar nicht mehr so anders sind. Es gibt da z. B. Christen und Muslime, die als Christen und Muslime aufeinander bezogen aus einem muslimisch geprägten Kulturzusammenhang herauskommen:

- Navid Kermani, der Ihnen jetzt allen zu Recht einfällt und von dem viele nicht wissen, dass er persönlich mit Martin Mosebach befreundet ist. Viele dieser eigentümlichen, einfühlsamen, dann aber wieder auch bewusst fremdelnden und provozierenden Äußerungen eines Muslims über das Christentum, die christliche Kunst und Tradition sind auch aus diesen interreligiösen Gesprächen beider entstanden;
- Feridun Zaimoglu natürlich;
- Fuad Rifka, den vor wenigen Jahren betagt gestorbenen und immer noch in den wunderbaren deutschen Übersetzungen wiederzuentdeckenden syrischen Christen, der – wie nicht mehr viele Deutsche seiner Generation – einer der großen modernistischen Denker seiner Kultur gewesen ist als bekennender christlicher Dichter und Liebhaber Hölderlins, über den er so klug und liebevoll geschrieben hat;
- Daniela Danz, die gleich hier das Wort ergreifen wird, hat, ich las es wieder mit Entzücken bei der Vorbereitung auf diese Tagung, in ihrem Gedichtband „Pontus“ eine Offenbarung, nämlich die Offenbarung des Erzengels Gabriel an die Jungfrau Maria, kontrastiert mit der Offenbarung des Erzengels Gabriel an den Propheten Mohammed. Das Gedicht ist Teil eines Zyklus, der im Heiligen Land entstanden ist.

---

Solche Konstellationen sind nicht das, was man sofort erwartet, wenn man das Begriffspaar Literatur und Religion oder Poesie/Literatur und Glaube hört. Und es passiert doch fortwährend, da wir alle in einer Welt leben, in der wir mehr als nur einer Religion begegnen;

- Felicitas Hoppe, die bei uns ist, hat den Legendenroman bzw. die Romanlegende „Johanna“ über die heilige Johanna von Orléans geschrieben und das ist alles andere als eine frömelnde, biedere Legende geworden. Dasselbe gilt von Hoppes legendenhafter Rittergeschichte „Iwein Löwenritter. Erzählt nach dem Roman von Hartmann von Aue“.

All das gehört zu dem weiten Spektrum, das auszuschreiben ich hier nicht mal ansatz- und stichwortalber in der Lage bin. Ich will nur ein paar Suchscheinwerfer in verschiedene Richtungen richten, um anzudeuten, wie viele verschiedene Dichtungen es da gibt. Immer wieder hat man den Eindruck, dass sich gerade jene, die einem nicht sofort einfallen, wenn man als Literaturliebhaber über unser Thema „Begegnung mit dem Anderen“ nachdenkt, an die christlichen, jüdischen, biblischen Traditionen herantasten und wieder herschreiben als an etwas, das in seinem Fremd-geworden-Sein besonders reizvoll, liebevoll, anziehend geworden ist. Man könnte in dieser neuen Bewegung – die sehr zart und vorsichtig ist, sodass ich daraus nicht gleich eine Tendenz stilisieren will – etwas Hoffnungsvolles erblicken. Die Fremdheit als Voraussetzung für eine neue Frische: verfremdet aufgefrischte Wiederentdeckung. Das gilt natürlich nicht nur für die Sprachen der Bibel, sondern auch für die Sprache der Liturgie.

Eine auch in klerikalsten Kreisen ganz zu Unrecht vergessene Anregung von kirchlicher Seite hat der dichtende Papst Johannes Paul II. gegeben mit seinem lyrischen Römischen Triptychon, 2003 mit einem Geleitwort von Kardinal Ratzinger erschie-

nen, kurz vor dem Ausbruch von George W. Bushs Irakkrieg. Ausgehend von der eben erwähnten Szene am Berg Moriah, dem Isaaksopfer, tastet sich das Gedicht-Triptychon von Wojtyła zurück an die Quelle eines Bachs, dem er tatsächlich nachgeht. Die Quelle des Bachs denkt er sich oben am Berg Moriah nahe der Opferstätte und dies ist die Quelle, an der die drei abrahamitischen Religionen entsprungen sind, auf deren Brüderlichkeit dieses Triptychon mitten im Säbelrasseln der Kriegsvorbereitungen zielt. Es war damals ein Text, der, obgleich lyrisch alles andere als innovativ, als lyrische Legitimation dazu beitrug, dass ich den mir noch fehlenden letzten Schritt zur Konversion getan habe. Tatsächlich, das hat ein lyrischer Text eines dichten Papstes getan.

Es gibt also in dem, worüber ich hier andeutungs- und skizzenweise spreche, keine homogene Szene, keinen kontinuierlichen Diskurs, keine einheitliche Tendenz. Dichter sind Individualisten und sollen in ihrer Individualität belassen werden. Aber es gibt doch auch über weite Strecken so etwas wie eine Entspannung, eine neue Unbefangenheit im Umgang mit dem, was lange Zeit als nicht berührbar galt. Es gibt keine Berührungsängste mehr zwischen Dichtung und Religion, Dichtung und Kirche. Die neugierige Hinwendung, das Neugestalten des Fremdgewordenen orientiert sich an biblischen Figuren und Szenen oder an biblischen Genres: den Psalmen. Uwe Kolbes Psalmen, dieses erstaunliche Buch eines – wie er auch schreibt – nicht nur Heiden, sondern auch eines „Ketzers der Liebe“, also eines als Ketzer doch das Verketzerte liebenden Dichters, war 2017 einer der erstaunlichsten Texte in dem Themenbereich, um den es uns hier geht. Und wie anders klingen diese zurückgenommenen, gebrochenen, selbstironisch-skeptischen Psalmen Uwe Kolbes, des ungläubigen Beters, im Vergleich etwa zu den gewaltig-pathetischen Psalmendichtungen modernistischer Klassiker wie Paul Celan oder Peter Huchel. Man muss nur einige dieser Psalmen-

dichtungen von Kolbe hier und Huchel und Celan da nebeneinanderlegen, um etwas von dem zu spüren, was jetzt gerade in der Luft liegt und von dem, was nicht mehr in der Luft liegt.

Ich habe fünf Gedichte – sie sind nicht lang, und wenn sie zu lang waren, habe ich sie resolut gekürzt – mitgebracht. Man kann sie aber eigentlich nur je ganz für sich betrachten, d. h. ich bin voller Skepsis gegenüber behaupteten großen Linien, wenn man über die Gegenwart spricht. Ich hätte gar nicht die Distanz, um sicher sagen zu können: „Da sind jetzt Entwicklungen, da geht es jetzt auf jeden Fall hin.“ Aber ich kann Ihnen fünf exemplarische Gedichte vorlesen, von denen ich glaube, dass sie fünf exemplarische Aspekte unseres Themas veranschaulichen.

1. Eine formulierte, sich selbst nicht trauende Skepsis finden wir bei Harald Hartung. Er ist kein „junger Lyriker“ mehr, sondern 80 Jahre alt, aber einer derjenigen, die vorangegangen sind auf dem oben angedeuteten Weg. Er ist einer derjenigen, die als erklärtermaßen Ungläubige, kirchlich nicht Gebundene immer und immer wieder nach dem Anderen – und zwar als Person verstanden – fragen und die sich zum Beispiel, wie in dem folgenden Gedicht, heranzutasten versuchen an die Rolle des Zöllners Zachäus, der in den Baum geklettert ist und zu dem dann der Heiland kommt und mit ihm Mahlgemeinschaft hält. Es steht sogar der Bibelverweis unter der Überschrift.

*Wie Zachäus*

*Luk. 19, 1-6*

*Am Weg die Sykomore wächst schneller  
als du hinaufgelangst auf diesen Baum  
dich dem milden Mann zu empfehlen der  
von der Menschenmenge erwartet wird*

*Sie werden auf den falschen tippen auf  
die Tiara oder das gelbe Trikot  
Doch gesetzt du tippst auf den richtigen –  
da ist noch das Handicap mit dem Baum*

*Auch ist der Kühlschrank leer und kein Feuer  
unter dem Herd*

Nicht wie Zachäus: Er klettert nicht, er bleibt stehen, aber er denkt, wie es wäre, wenn er geklettert wäre.

Christian Lehnert, der eben erwähnte Pfarrer, Dichter, Liturgiker, kommt von der kirchlich gebundenen Richtung her an einen ganz ähnlichen Ort wie den, an dem Hartungs Gedicht steht, in einem Gedicht, dessen Szenerie in den Elbauen bei Dresden zu denken ist und das mit einem Mystiker-Zitat beginnt. Ich zitiere daraus nur die ersten Verse:

*Gott sei in mir? Ein reines, leeres Feld,  
das nichts behält? Das alles durchläßt? Spuren  
der Sturmnacht, Äste? Eine der Figuren  
liegt angespült in ihrer fremden Welt?  
Die Pfähle und die Masten, ferne Striche,  
und immer ferner, wo nur ende ich?  
Ich weiß nicht, wer das Schweigen jetzt noch bricht.  
Ich wiederhole sorgsam nur die Striche.*

Es sind ganz ähnliche Orte, die Hartung, von da kommend, und Lehnert, von hier kommend, umkreisen.

2. Ein zweites Stichwort: Glaube und Parodie. Robert Gernhardt, der große komische Dichter und das für unmöglich gehaltene Zwischenstück aus Heinz Erhardt und Klopstock, hat in seinen letzten, immer noch komischen Gedichten den eigenen Krebsod bedichtet. Er hat dazu mehrere Gedichte ge-

schrieben, bei denen er auch auf die gewaltig pathetische Memento-mori-Dichtung des Barockzeitalters zurückgegriffen hat. Aus einem dieser Gedichte, die „Schuldchoral“ überschrieben sind, zitiere ich eine Strophe. Gernhardt, der Spötter, der dezidiert Antiklerikale, Nichtgläubige dichtet sterbend und immer noch komisch:

*Schuldchoral II*

*O Robert hoch in Schulden  
Vor Gott und vor der Welt,  
Was mußt du noch erdulden,  
Bevor dein Groschen fällt?  
Durch Speien und durch Kotzen,  
Läßt der sich nichts abtrotzen,  
Der auch dein Feld bestellt.*

Das geht noch so weiter und man fragt sich bis zur letzten der vielen Strophen, ob das Gedicht eigentlich hierher in unsere Thematik gehört oder gerade nicht hierher gehört. Ich aber glaube, es gehört alleine schon wegen der Frage genau hierher.

3. Eine dritte, sehr häufig zu beobachtende Form der Annäherung ist die intime Erinnerung an etwas Verlorenes, das, indem man sich erinnert, vielleicht doch noch nicht ganz verloren ist – so bei Lutz Seiler:

*Sonntags dachte ich an Gott*

*Sonntags dachte ich an Gott, wenn  
Wir mit dem Autobus die Stadt bereisten.  
Am Löschteich an der Straße stand*

*Ein Trafohaus & drei & vierzig  
Kabel kamen aus der Luft in dieses  
Haus aus hart gebrannten Ziegelsteinen.*

*Dort im Trafo an der Straße wohnte Gott.  
Ich sah wie er in seinem Nest aus Kabelenden  
Hockte zwischen seinen Ziegelwänden*

*Ohne Fenster dort am Grund  
Im Dunkel an der Straße hinter  
Einer Tür aus Stahl*

*Saß der liebe Gott; er war  
Unendlich klein & lachte  
Oder schlief*

4. Eine vierte Variante wäre nicht die persönlich-intime wie die lebensgeschichtliche Erinnerung an Kinderglauben (in einem sehr konsequenten Sinne dieses Wortes), sondern der kultivierte, der gebildete, der wissende, der historische Erinnerungsprozess. Nora Bossong, auch sie aus evangelischer Tradition kommend, hat in ihrem Gedichtband „Sommer vor den Mauern“ einen ganzen Zyklus den Papstbildern in „Sankt Paul vor den Mauern“ in Rom gewidmet. Die Überschriften der Gedichte sind jeweils immer die Nummern eines der fast 300 Papstmedaillons. Zunächst denkt man, Bossong betreibe hier nur historische Anverwandlung, Teil eines gebildeten Stadtspaziergangs durch Rom, bei dem dann auch viele gar nicht religiöse Gegenstände vorkommen. Aber der Zyklus dieser Papstportraits zusammengelesen, ergibt so etwas wie die Erinnerung an ein geschichtliches Christentum, das von Vers zu Vers die Person, die es schreibt, näher angeht. Gerade bei einer so fremd geworden Gestalt wie Papst Pius XII. Der Bußruf am Ende des Pius XII. gewidmeten kurzen Gedichts stammt aus dem „Fátima-Bericht“, d. h. fremder, ka-

tholischer, „rückschrittlicher“ als Pius XII. in Sankt Paul vor den Mauern und Fátima und Bußruf kann es eigentlich wirklich nicht mehr werden für eine junge, aufgeklärte, lebenszugewandte Dichterin wie Nora Bossong in Rom.

*Zweihundertsechzig Tage in Fátima*

*Ein Mann, ganz in weiß, lockte mit Essig  
einen Sittich unter einer Eiche hervor.  
Er sah uns nicht, sondern sprach mit dem Vogel.  
Das sei der Mann, wisperte einer von uns,  
dem man Spazieren nach dem Essen verordne,  
sein Magen sei schwach – und der Vogel hob ab,  
beinah wären wir ihm nachgeflogen,  
doch blieben wir hängen am Gestrüpp der Eiche,  
und ich weiß nicht, ob uns bangte,  
als sich der Mann zu uns drehte  
und rief:  
Penitência,  
Penitência,  
Penitência!*

5. Und damit wäre ich eigentlich schon fertig, wenn mich nicht Jakob Johannes Koch ermutigt hätte, etwas Freches, ja beinahe Ungehöriges zu tun, nämlich noch einmal ein eigenes Gedicht vorzulesen, das einem lebenden Papst gewidmet ist, einem der mehreren lebenden Päpste. Wir haben ja im Moment ein Paar. Mein Gedicht ist entstanden als eine Frucht der Liebe, damit wir uns hier nicht missverstehen. Ich war in die Villa Massimo eingeladen und dort hat man das Privileg, bei den Mittwochs-Audienzen oben auf der Tribüne sitzen zu dürfen (also sehr nah auf Sichtweite zum Heiligen Vater), was sich in diesem Fall – ich habe es zweimal ausgenutzt – sehr gelohnt hat.

*Audienz, Petersplatz*

*er geht wie er spricht zart entschlossen und  
vorsichtig trippelnd eine sehr weiße  
alte Dame der Menge winkt er mit*

*einer graziösen Handbewegung die  
nicht kokett ist sondern nur scheu die Form  
wahren soll an der ihm gelegen ist*

*über die Schrift gebeugt vergisst er leicht  
die Menge und spricht ins Mikrophon halb-  
laut und in klaren Sätzen mit dem Herrn*

*mit sich selbst der Schrift allein er schreibe  
lieber als zu sprechen er liebt die Zahl  
Pi für ihre Unendlichkeit auch das*

*Wohltemperierte Klavier vor allem  
Mozarts Sonaten weil sie nicht poly-  
phon sind (er fürchtet die Polyphonie*

*weil es jederzeit geschehen könnte  
dass die Rechnung nicht mehr aufgeht) wenn er  
nicht schlafen kann macht er eine Notiz*

*um sich in Gedanken zu fassen um  
sich zu fassen früh am Abend sitzt er  
am liebsten allein in dem halbdunklen*

*Zimmer zwischen Schriften Klavier Gebet  
er geht nicht gern zu Bett wenn er einschläft  
geschieht es ohne sein Einverständnis*

*manchmal will er nach Haus aber das ist  
siebzig Jahre her dann applaudiert die  
Menge dann geht er so ab wie er sprach*

Sie sehen, meine Damen und Herren, so unbeholfen und fragmentarisch ist alles, was ich Ihnen zu sagen versuchte: „Am Grunde der Diskurse schwimmt ein Fisch. Ein Fisch, der nicht zu fassen ist. Ein Fisch, nicht zu fassen. Am Grund der Diskurse schwimmt ein Fisch. Ein Fisch, der nicht zu fassen ist.“



---

## Zweiter Angang

*Daniela Danz*

An einem Herbstsonntag 1918 tritt ein junger Kriegsheimkehrer, der selbst Künstler ist, enttäuscht aus einer Kunsthalle und wendet seine Schritte in die nahe gelegene Kirche, um schließlich dort nach einer neuen Kunst zu suchen, die ihm nach den Erfahrungen der vergangenen vier Jahre nicht abgestanden und fad erscheint, einer nach seinen Maßstäben wahrhaft christlichen Kunst. Er findet sie erst in der Predigt eines Mönchs, aus der ihm die Idee zu einer neuen Baukunst erwächst.

Mit diesem ordentlich pathosgesättigten „Vorspiel“ beginnt die schmale Schrift „Christozentrische Kirchenkunst“ des Theologen Johannes van Acken, die 1922 erstmals erschien. Van Acken plädiert darin für eine neue Baukunst, die Christus als Lichtgestalt in den baulichen Mittelpunkt des Kirchenbaus rückt und er begnügt sich nicht mit dem theologisch-liturgischen Überbau; er gibt praktische Anleitungen, in denen er beispielsweise im Inneren einen Baldachin über dem durch eine besondere Beleuchtung betonten Altar vorschlägt und im Außenbau einen Vierungsturm oder eine Kronenkuppel. Mit Interesse, aber kritisch liest der Architekt Dominikus Böhm van Ackens Schrift. Ihn stören bei aller Übereinstimmung in der Idee die konkreten Einzelvorschläge, die die neue Bauaufgabe zwar praktisch, aber nicht künstlerisch lösen. Diese mangelnde künstlerische Umsetzung ist aber genau, was Böhm, nachdem er mit dem Bau der Krankenhauskirche in Köln-Hohenlind, an der van Acken Pfarrer ist, beauftragt wurde, schafft: keine Addition von einzelnen baulichen Versatzstücken, sondern etwas Neues, Eigenes, Anderes. Statt den Altar durch Lichtfülle zu betonen, betont er ihn durch Lichtmangel, statt ihn in den Vierungspunkt zu setzen, zieht er ins Langhaus unterschiedliche Ebenen ein, die alle auf

den Altar zulaufen, statt ihn schließlich durch einen Baldachin zu überhöhen, gestaltet er die ihn einfassenden Seitenwände. Keiner von van Ackens architektonischen Vorschlägen ist umgesetzt und doch wurde damit genau seine Idee einer von Grund auf anderen Baukunst erreicht. Über viele Jahre arbeiteten der Theologe van Acken und der Baumeister Böhm noch fruchtbringend zusammen und bemühten sich um die Wiedergewinnung des Mysteriums in Theologie und Kirchenbau, wie Rudolf Otto es 1917 in seinem Hauptwerk „Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen“ gefasst hatte. Das Heilige, schreibt Otto, verhält sich zum Profanen und Rationalen als das Inkommensurable schlechthin, als das „ganz Andere“. Auf diese Erfahrung des Heiligen zielt Böhms Baukunst und sie erreicht es als der Geist, der stets verneint durch Widerspruch, Negation, das Durchbrechen von Erwartungshaltungen: Das Neue, Überraschende schließlich macht die Begegnung von Kunst und Religion fruchtbar, nicht die wechselseitige Indienstnahme.

Es klingt gut in unseren Ohren: das Neue, das Überraschende, aber eine Selbstverständlichkeit ist es in theologischer Hinsicht nicht, die Einführung neuer Lehren galt im Mittelalter als Sünde, auf die die Inquisition stand, weshalb Erneuerungsbewegungen noch Jahrhunderte später mit Misstrauen aufgenommen wurden. Die Gegenwartskunst hingegen giert geradezu nach dem Neuen und selbst die postironische Literatur schlägt die Tür nicht mehr vor Schlichtem, Realistischem, sogar Pathetischem zu, solange am Einlass laut genug das Losungswort „neu“ gerufen wird. Neu, überraschend, frisch und jung soll alles sein, was unser Interesse auf sich ziehen möchte. Da wir keinen Mangel leiden, sondern vielmehr der Überfluss uns bedrängt, sind wir beständig gezwungen, zu wählen. Und was ließe sich auf den ersten Blick, denn für mehr reicht unsere Zeit meist nicht, leichter wählen als das gänzlich Vertraute und Gewohnte auf der ei-

---

nen Seite oder das absolut neu und überraschend Erscheinende auf der anderen Seite. Nein, es ist nicht schön, solcherart „in terms of economy“ von Kunst bzw. im Speziellen von Literatur und Religion zu sprechen, denn sie sollten ja zu den letzten un-  
einnehmbaren Bastionen einer marktdominierten Welt gehören. Aber natürlich ist Literatur auch Produkt und Religion Angebot. Der Kunde prüft und entscheidet sich dafür oder dagegen. Bestenfalls entscheidet er auf Grundlage eines Bedürfnisses nach Antworten auf die Fragen seiner Zeit. Da seine Zeit ihm verwirrend und nie dagewesen erscheint, meint er, dass auch die Antworten neu sein müssen. Und in der Tat hat neue Literatur, neue religiöse Praxis und Erkenntnis den Vorteil, dass sie einen direkten Bezug zur jetzigen Zeit herstellen und nicht die eigene Leistung der Transformation eines in eine andere Zeit passenden Duktus oder Denkmodells in unsere Zeit erfordern. Schillers philosophische Schriften beispielsweise können noch immer produktiv gelesen werden, wenn man die Adaption an die heutige Zeit zu leisten vermag. Das macht unter Umständen Arbeit und setzt zuweilen auch einige historische Grundkenntnisse und ein wenig Methodik voraus. Was aber so sperrig ist, kann nicht überraschen, und nur, was überrascht, scheint neu zu sein. Doch wie oft ist das Überraschungselement des Neuen nur Folge des Vergessens, wie schon Kohelet feststellt: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Zwar gibt es bisweilen ein Ding, von dem es heißt: / Sieh dir das an, das ist etwas Neues – / aber auch das gab es schon in den Zeiten, die vor uns gewesen sind. Nur gibt es keine Erinnerung an die Früheren / und auch an die Späteren, die erst kommen werden, auch an sie wird es keine Erinnerung geben / bei denen, die noch später kommen werden.“

Mir scheint, dass die Suche nach dem Neuen die verkürzte Sehnsucht nach jener überwältigenden Erfahrung des Heiligen ist, die Otto in den Momenten des „mysterium tremendum et fascinans“, des ehrfürchtigen Erschauerns und Entzückens be-

schreibt. Verkürzt in dem Sinne, dass dieses gleichzeitig Anziehende und Abschreckende in einer ungefährlichen, kommensurablen Version als Unterhaltung und Abenteuer gesucht wird. Das Neue als das marktkonforme Geschwister des „Anderen“. Es gibt sie wie vor hundert Jahren, die Sehnsucht nach dem „ganz Anderen“, und die sie suchen, wenden sich nicht zuletzt an Religion und Literatur. Was aber kann das „ganz Andere“ sein? Der Autor könnte antworten: das Wort, das im Text ein anderes ist, eine Aura erlangt, die es im Alltagsgebrauch nicht hat. Der Theologe könnte antworten: das Andere ist das Unverfügbare und schlechthin Unhintergehbare. Nun haben Theologe und Dichter allerdings durchaus professionell mit der Evokation des „Alterum“ zu tun und brauchen Handwerkszeug, um dem tatsächlich ja unverfügbaren „Anderen“ auf die Sprünge zu helfen. Handwerkszeug allerdings ist etwas Zuhandenes und als solches hoffentlich nicht unverfügbar. Das Handwerkszeug des Autors vermag „Neues“ zu schaffen, aber nicht immer erreicht dieses „Neue“ die Qualität, im Leser eine Erfahrung des „Anderen“ hervorzurufen. Vielleicht steht sogar bisweilen nicht nur dem Leser, vulgo Literaturkonsumenten, sondern auch dem Autor, vulgo Literaturproduzenten, das „Neue“ im Weg. Es erzeugt quasi den Skyglow, der es unmöglich macht, das Licht der Sterne zu sehen. Das überraschend gefundene Wort, der nie gesehene Dreh und die disparaten Paarungen bestechen nicht nur den Leser, sondern auch ihren Erfinder, den Autor – und nicht selten auch den Kritiker. Manchmal so sehr, dass das aus dem Blick gerät, was Literatur schaffen kann: „Entzücken und Erschauern“ im Innewerden des „Anderen“.

Ich muss an dieser Stelle noch einmal ein wenig zurückspringen, nicht mehr hundert Jahre, aber doch fünfzig, mitten in den Wettstreit der westdeutschen mit der ostdeutschen Literatur um die Frage, was Literatur kann und soll. „Was soll ein Gedicht?“, fragt Peter Rühmkorf 1963 in einem Aufsatz. „Was vermag Ly-

rik?“, fragt 1965 der für eine ganze Generation ostdeutscher Lyriker maßgebliche Georg Maurer und kommt in seinem Aufsatz zu dem Schluss: „die Selbstverwirklichung eines Subjekts unmittelbar auszudrücken.“ Maurer sagt das in einem Land, in dem nur gedruckt wurde, was das staatliche „Druckgenehmigungsverfahren“ passierte, in dem aber, gerade im Bereich der Lyrik, dennoch erstaunliche Dinge gedruckt werden konnten – weil gute Literatur an sich subversiv ist, man müsste sie als Ganzes verbieten, wollte man das verhindern. Ein Land jedenfalls, das eine harte Schule für Lyriker war: Lernen, so deutlich zu sein, dass man den durstigen Lesern etwas sagen konnte, und gleichzeitig mit ästhetischen Mitteln die Zensur unterlaufen. Maurer versucht mit seiner Grundlegung dessen, was Lyrik vermag, aber noch etwas anderes: der jungen Generation den Raum freizuboxen, damit sie sich ihrer künstlerischen Freiheit bedienen kann, in einem Land, das jede Kunst zur politischen Stellungnahme verdammt. Dort, wo Maurer hinwill, will Rühmkorf weg. Er ist umgeben von der Litanei der Autonomie der Kunst. „Autonom = zeitlos, bedingungslos, harmlos“ feuert er gegen den herrschenden Konsens und plädiert für eine freiwillige Selbstverpflichtung der Lyrik, gesellschaftlich wirksam zu werden. Innerhalb der quasi durch Staatsgrenzen geschiedenen Pole von verordneter (aber auch von nicht wenigen Künstlern dennoch bejahter) gesellschaftlicher Dienstbarkeit im Osten und dem Credo der Freiheit und Unbedingtheit der Kunst im Westen, laufen zwei Lyriker quer. Sie durchbrechen die Fronten ihrer ideologischen Gegenpoetiken, bis ihre Positionen sich in einer fast deckungsgleichen Aussage über Lyrik begegnen: „Selbst das Begriffene müssen wir immer wieder neu begreifen“, schreibt Maurer, und Rühmkorf hält dafür, dass „das, was für sicher und abgemacht gelten muß, nicht freigesprochen werden kann von neuerlicher Erprobung“. Das ist eine erstaunliche Übereinstimmung, bedenkt man die gegensätzlichen gesellschaftlichen Pole,

von denen Rühmkorf und Maurer aufbrachen – verwunderlich ist sie gleichwohl nicht, denn sie ist der Wesenskern der Literatur. Wenn man die Kunst ihrer Wege gehen lässt, sie diese Wege selbst ernst nimmt und egal wohin verfolgt, entsteht fruchtbares Neues, das nicht zu vergleichen ist mit dem schnellfertigen Versuch, durch Überraschungsmomente ein „Alterum“ zu simulieren. Die Ausrichtung auf das „ganz Andere“ jedenfalls bleibt ein guter Kompass, das Neue nicht zum Selbstzweck werden zu lassen, und Kunst und Religion können sich dazu wechselseitig auffordern – eine anspruchsvolle Beziehung.

## Dritter Angang

*Samir Grees*

Immer wieder erlebe ich die folgende Szene: Ich steige in einen Zug ein. Die Fahrt dauert eine Weile, deshalb suche ich mir einen ruhigen Sitzplatz. Mit etwas Glück finde ich auch einen, dann nehme ich ein Buch aus meiner Aktentasche heraus und lese weiter. Oder ich übersetze den Abschnitt zu Ende, den ich vor der Fahrt angefangen habe.

Irgendwie sind die meisten Fahrgäste interessiert an dem, was ich gerade lese oder schreibe. Wenn jemand vorbeigeht oder neben mir sitzt, wirft er oder sie einen neugierigen Blick auf mein Buch oder mein Heft. Falls das Buch in arabischer Sprache ist, dann wandert der Blick des Anderen vom Buch zu meinem Gesicht und wieder zum Buch. Oder hin und her zu meinem Heft und meiner arabischen Schrift.

Früher sah ich auf; die wissbegierigen Blicke haben mich nicht gestört. Im Gegenteil. Ich empfand das als Interesse an meiner Sprache und Kultur. Oft lächelte ich, manchmal kam ich ins Gespräch und beantwortete gern die Frage: Was ist *das* denn für eine Sprache?

Ich erinnere mich gut an meine Pendelfahrten Ende der Neunzigerjahre zwischen Bochum, wo ich für etwa zehn Jahre gelebt hatte, und Köln, wo ich damals bei der Deutschen Welle arbeitete. Während der Fahrt konnte ich die Rohübersetzung eines arabischen Textes anfertigen oder das erste Konzept einer Radiosendung erstellen. Meine arabische Schrift löste vielleicht Neugier und Verwunderung aus, mehr aber nicht.

## Mit dem 11. September änderte sich aber alles

Als ich nach diesem Datum eine arabische Zeitung im Zug las, drehten sich besorgte Gesichter zu mir, manche waren voller Schrecken. Nachvollziehen konnte ich das. Oft wollte ich auch meine Mitreisenden beruhigen und sagen: Terroristen lesen keine Zeitung, schon gar nicht kurz vor dem geplanten Attentat. Jedoch erlaubte mir der Ernst der Lage keine Bemerkung. In den Augen vieler meiner Mitreisenden wurde ich auf einmal ein potenzieller Attentäter und Al-Kaida-Anhänger.

Etwas Ähnliches passierte nach der Kölner Silvesternacht 2015/16. Sehr schnell bin ich für viele Menschen zu einem potenziellen Taschendieb oder Vergewaltiger geworden. Und dann, nach dem Attentat auf dem Breitscheidplatz in Berlin, war ich wieder ein möglicher Islamist und IS-Anhänger geworden.

Damals, nach den Attentaten einiger weniger Islamisten, ist die sogenannte „Willkommenskultur“ plötzlich in Ablehnung, Angst und Hass umgeschlagen. Auf einmal sprach niemand mehr von „Wir-schaffen-das“, sondern nur noch von der Begrenzung der Flüchtlingsströme und dem Familiennachzugs-Stopp, manche sprechen jetzt sogar von einer „islamischen Invasion“ und von der Notwendigkeit der Abschiebung „barbarischer Vergewaltiger“ und Krimineller.

## Wie sehen uns die Anderen?

Einzelne Ereignisse können unser Denken so stark beeinflussen, dass wir die Fähigkeit zur Differenzierung verlieren. Pauschalisieren ist viel einfacher.

Darüber schrieb selbstironisch der Berliner Schriftsteller Michael Kleeberg am Anfang seines Buches „*Das Tier, das weint – Libanesisches Reisetagebuch*“. Das Buch entstand etwa zwei Jahre

---

nach dem 11. September im Rahmen des literarischen Austausch-Projekts „West-östlicher Diwan“. Der libanesische Dichter Abbas Baydoun verbrachte drei Wochen in Berlin und lernte Kleeberg kennen, der dann mit seiner Frau und Tochter für ein paar Wochen in den Libanon reiste, um Baydoun in seiner Heimatstadt Beirut zu besuchen.

Auf dem Hinflug vermutete Kleeberg – wie viele meiner Bahn-Mitreisenden – in jedem arabisch aussehenden Mann einen zweiten Muhammad Atta, den Todespiloten von New York. Das Flugzeug nach Beirut war voller Terroristengesichter, so Kleeberg. Aus jeder zweiten Reihe sahen ihn „die orientalistisch schwarzen, ausdruckslosen Augen Osama Bin Ladens“ an. Er sah eine schwangere Frau mit Kopftuch und dachte sofort, das sei eine Selbstmord-Attentäterin mit einem Sprengstoffgürtel um den Leib. Wenn einer aufstand, um auf die Toilette zu gehen, fragte er sich: Was würde ich machen, falls dieser junge Mann das Cockpit stürmt? Irgendwann kam er ins Gespräch mit seinem Nachbarn, der Bin Ladens Augen hatte. Es erwies sich rasch, dass der junge Libanese kein Terrorist war, sondern eine Klette, die Kleebergs Familie bis Beirut begleitete und sie zu seiner bevorstehenden Hochzeit einlud.

An anderer Stelle erwähnt Kleeberg sehr ehrlich einige Vorurteile gegenüber Arabern. Er und sein libanesischer Kollege begegneten Kleebergs Vater in Berlin. Eine Begegnung, die keine fünf Minuten dauerte. Kleeberg beschreibt die Begegnung folgendermaßen:

*„Ich lese in den kurzen stummen Blick meines Vaters hinein: die geistige Überlegenheit des zivilisierten Europäers über den analphabetischen Kameltreiber aus dem Orient, die moralische Überlegenheit des modernen westlichen Christenmenschen, Untertan der Demokratie und des Kapitalismus, über den fanati-*

*schen, islamistischen Terroristen und Schächter aus einer steinzeitlichen Hass- und Neidkultur.“*

Diese Erfahrung, dass man falsch wahrgenommen und einem mit Klischees oder sogar mit Abneigung und Hass begegnet wird, habe ich als Angehöriger der koptisch-christlichen Minderheit in Ägypten gemacht: Kopten werden in vielerlei Hinsichten benachteiligt und ausgegrenzt. Nach Auslegung einiger muslimischer Gelehrter sind Christen Ungläubige, die drei Götter verehren und ihre Schrift verfälscht haben. Es gibt extremistische Fatwas, die erlauben, das Geld der Christen zu stehlen.

Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, bekleiden Kopten in Ägypten keine hohen Ämter, so fleißig sie auch sein mögen. Ein koptischer Ministerpräsident? Ausgeschlossen! Ein koptischer Botschafter in einem Land der sogenannten ersten Welt? Fehlanzeige! Im Militär- und Polizei-Apparat werden koptische Offiziere bis zu einem gewissen Rang befördert, dann gehen sie in Frührente oder in den „wohlverdienten“ Ruhestand. Dazu werden Kopten von manchen muslimischen Ägyptern misstrauisch begüht, *auch* weil sie in ihren Augen als verlängerter Arm des christlichen Westens gelten.

Überspitzt ausgedrückt kann ich also sagen: Ich werde in meinem Heimatland als Agent des Westens betrachtet, während ich hier als potenzieller Islamist gelte.

### **Die Situation der „Ausgrenzung“ hat nicht nur Nachteile ...**

In seiner beeindruckenden Autobiografie „Out of Place“ – zu Deutsch: „Am falschen Ort“ – beschreibt der palästinensisch-amerikanische Literaturwissenschaftler Edward Said das Gefühl, das ihn zeit seines Lebens begleitete: *nicht dazuzugehören, immer „out of place“ zu sein*. Said wurde 1935 in Jerusalem geboren.

---

Seine Familie zog 1947 nach Ägypten, wo sie ein westliches Leben führte. Sein palästinensischer Vater erlangte die amerikanische Staatsangehörigkeit und schickte seine Kinder in eine britische, später in eine amerikanische Elite-Schule in Kairo. Edward Said fühlte sich weder amerikanisch noch europäisch, auch nicht ägyptisch oder palästinensisch. Sein Name hat ihn immer irritiert – warum trägt er den englischen Namen Edward, während sein Familienname so arabisch klingt: Said.

In den USA, wo er studierte und später lehrte, wurde er als Araber oder Palästinenser wahrgenommen. Für die meisten Araber galt er, vor allem am Anfang seiner Karriere, als christlicher Amerikaner arabischer Herkunft.

Dass Said ein ewig Fremder war, der weder hier noch dort ganz dazugehörte, war für ihn ein Vorteil, ein Gewinn. Es schützte ihn vor Engstirnigkeit, Ethnozentrismus und übertriebenem Nationalismus. Deshalb konnte er einen kritischen Blick auf beide Kulturen werfen, die westliche und die arabische, und in beiden Kulturen den Reichtum sehen, ohne etwas zu verklären.

Ich glaube, die bereichernde Begegnung mit dem Anderen ist eine Erfahrung, die jeder machen kann, wenn es ihm gelingt, sich von Vorurteilen frei zu machen, und er sich offen auf das Andere, das Fremde einlässt.

Wir alle kennen den „West-östlichen Diwan“ von Goethe, der durch seine fruchtbare Begegnung mit der persischen und arabischen Dichtung entstand. Diese Begegnung war für den 65-jährigen Dichter so anregend, dass er von „Verjüngung“ und einer „heilsamen Wirkung“ sprach. Es ist vielsagend, dass Goethe dem allerersten Gedicht im „Diwan“ den Titel „Hegire“ gab. Hegire, oder korrekt ausgesprochen: „Hijra“, bedeutet Auswanderung, Migration. Die ersten Verse dieses Gedichts lauten:

*Nord und West und Süd zersplittern,  
Throne bersten, Reiche zittern,  
Flüchte du, im reinen Osten  
Patriarchenluft zu kosten,  
Unter Lieben, Trinken, Singen  
Soll dich Chisers Quell verjüngen.*

## **Von Projektionsflächen und Klischees**

Der „Diwan“ war für Goethe also eine Art geistige Flucht, eine Auswanderung aus Deutschland und Europa Richtung Osten, kurz nach den Unruhen der napoleonischen Kriege. Goethe war jedoch niemals im Orient. Er war ein Kind seiner Zeit, die den Orient stark romantisierte und verklärte.

In seiner brillanten Studie „Orientalismus“, die 1978 erschienen ist, zeigt Edward Said, wie der Orient im 19. Jahrhundert von westlichen Denkern und Dichtern gerne als eine mythische Welt aus *Tausendundeiner Nacht* dargestellt wurde, eine Welt voller Schätze, Weisheit und Erotik. So wurde der Orient zu einer Projektionsfläche europäischer Sehnsüchte, Hoffnungen und Ängste.

Aber auch wir Araber und Orientalen benutzen den Westen manchmal als Projektionsfläche für unsere Wünsche, Enttäuschungen oder unser Versagen.

Als ich vor etwa dreißig Jahren angefangen habe, deutsche Literatur ins Arabische zu übertragen, wollte ich mit vielen vorgefertigten Meinungen und Klischees über die Deutschen aufräumen. Ich wollte den Unterschied zwischen komplexer Wirklichkeit und vereinfachender Projektion zeigen.

Deutschland und die Deutschen haben – aus verschiedenen Gründen – ein sehr gutes Image im arabischen Raum. Deutsche seien perfekte Menschen fast ohne Makel: diszipliniert, überpünktlich,

---

korrekt. Die wirtschaftliche Leistungskraft wird zu Recht bewundert, alles andere aber fast vollkommen ignoriert. Nazi-Verbrechen, Holocaust, Fremdenhass, Neonazis, NSU – all das wird größtenteils ausgeblendet, wenn man in der arabischen Presse über Deutschland berichtet.

### **Mehr Parallelen, als auf den ersten Blick sichtbar ...**

Um die geschilderten Klischees aufzubrechen, fiel meine Wahl als Literatur-Übersetzer zunächst auf die Kurzgeschichten von Heinrich Böll. Das Werk Bölls spiegelt sehr genau die gesellschaftlichen Entwicklungen und Probleme in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg wider. Das Verdrängen der deutschen Schuld hinter der glänzenden Fassade des Wirtschaftswunders ist eines der zentralen Themen darin. Böll zeigt, wie die Wirtschaftsleistung damals als höchster Wert angeboten wurde. Seine Kurzgeschichte „Es wird etwas geschehen“ ist ein exzellentes Beispiel dafür. Auch seine Kritik an der katholischen Kirche, also an einer religiösen Instanz, ist für den arabischen Raum sehr aktuell, wo die kritische Auseinandersetzung mit der Religion oder mit religiösen Instanzen fast tabu ist.

Inzwischen habe ich etwa 25 Werke deutschsprachiger Literatur ins Arabische übersetzt. Und ich glaube, Werke von Böll, Günther Grass, Friedrich Christian Delius, Michael Kleeberg und Ingo Schulze zeigen ganz gut die Kluft zwischen dem im arabischen Raum vorherrschenden verklärenden Image Deutschlands *und* der Realität. Denn gute Literatur ist immer bestens geeignet, mit Klischees aufzuräumen und einen differenzierten Blick auf das Andere zu werfen.

Als die Wiener Schriftstellerin Elfriede Jelinek den Nobelpreis 2004 erhielt, war sie im arabischen Raum völlig unbekannt. Ich wollte ein Werk von ihr ins Arabische übertragen und dachte an

ihren stark autobiografischen Roman „Die Klavierspielerin“. Dabei war ich mir vollkommen bewusst über die großen sprachlichen und kulturellen Schwierigkeiten, mit denen ich es zu tun haben würde, und in der Tat sind auch viele Deutschsprachige erstaunt, wenn sie hören, dass ich Jelineks Roman ins Arabische übersetzt habe. Warum? Das zeigen die Fragen des Literaturkritikers Helmut Böttiger exemplarisch, den ich in der Zeit, als ich den Roman übersetzte, auf der Beiruter Buchmesse getroffen habe. Er hielt damals einen Vortrag über die moderne deutsche Literatur. Ich fragte ihn nach Werken, die er als geeignet für die Übersetzung ins Arabische betrachtet. Er erwähnte Werke von Judith Hermann, Ingo Schulze und F. C. Delius. Als ich ihn gezielt nach Jelinek fragte, konnte er seine Verwunderung nicht verbergen. Dann stellte er eine Reihe von Fragen: Jelinek? Für den arabischen Leser? Wer wird denn in der arabisch-islamischen konservativen Welt ihre Romane lesen, die voller Sexszenen und Pornografie sind? Wer wird sie verlegen? Werden sie nicht der Zensur zum Opfer fallen?

Als ich ihm sagte, dass zum Beispiel die gestörte Beziehung zwischen Mutter und Tochter sowie Verdrängung, Unterdrückung und das heimliche Leben der Heldin von einer gewissen Relevanz für arabische Mädchen und Frauen sind, schwieg er für einen Augenblick. Ja, sagte er schließlich, das stimmt, das sind gute Gründe für eine Übersetzung. Die große Resonanz der Übersetzung in der arabischen Presse belegt diese Relevanz.

Ich will mit diesem Beispiel verdeutlichen, dass es viel mehr Ähnlichkeiten und Parallelen zwischen Menschen unterschiedlicher Sprach- und Kulturräume gibt, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Man darf aber nicht alles gleichmachen und die Unterschiede kaschieren. Das Andere ist anders und soll auch anders bleiben. Ihm offen und vorurteilsfrei zu begegnen

und mit ihm einen ehrlichen Dialog zu führen, das hat „eine heilsame Wirkung“, wie Goethe sagt.

Und mit Goethe möchte ich abschließen, denn seine folgenden Verse könnten mein Lebensmotto sein:

*Wer sich selbst und andre kennt,  
Wird auch hier erkennen:  
Orient und Okzident  
Sind nicht mehr zu trennen.*

*Sinnig zwischen beiden Welten  
Sich zu wiegen lass' ich gelten;  
Also zwischen Ost und Westen  
Sich bewegen, sei's zum Besten!*



---

## „Man muss wissen, wer weggeht und wer nicht zurückkommt – alles andere ist sinnlos“ (Lesung und Gespräch)

*Felicitas Hoppe und Brigitte Schwens-Harrant*

*Brigitte Schwens-Harrant (SH):* Willkommen zu diesem ersten Werkstattgespräch, in dem wir versuchen werden, einige Themen dieser Tagung aufzugreifen. Die Form des Gesprächs, die wir gewählt haben, scheint uns gerade bei diesem Thema „Das Eigene im Anderen, das Andere im Eigenen“ wesentlich. Heute Vormittag steht die Prosa im Mittelpunkt; wir werden daher auch über das Erzählen reden; und was es vermag.

Büchnerpreisträgerin Felicitas Hoppe verfasst ihre Prosa für Kinder und Jugendliche ebenso wie für Erwachsene. Sie schreibt viel in ihrer Schweizer Einsiedelei, lebt in Berlin und unterrichtet immer wieder an Universitäten im In- und Ausland. Das Werkstattgespräch möchten wir mit der Lesung von einem Text von ihr beginnen.

*Felicitas Hoppe (FH):* Es ist ein ominöses Thema, mit dem wir es hier zu tun haben. Man kann sich alles und nichts darunter vorstellen, und das ist keine schlechte Arbeitsgrundlage. Die Begegnung mit dem Anderen ist in der Literatur und beim Schreiben in erster Linie eine Begegnung mit sich selbst. Und dann entpuppt sich dieses Selbst oft als ein nicht nur ominöses, sondern auch monströses Anderes. Das vollzieht sich im Schreiben ganz absichtslos. Ich will mich darüber nicht weiter verbreiten, sondern beginne mit einer Geschichte; denn durch was können wir Schriftsteller und Schriftstellerinnen sprechen als durch unsere Texte? Heinrich Detering hat gestern Abend in ei-

nem Gedicht den Zöllner Zachäus auf seinem Baum erwähnt. Ein schöner Zufall, denn der erste Text, den ich ausgewählt habe, ist aus meinem Erstlingswerk *Picknick der Friseur* und trägt den Titel *Am Zoll*. Begegnungen haben mit Grenzen zu tun und mit dem Versuch, diese Grenzen zu überschreiten. Das ist nicht jedermanns Sache. Die Geschichte erzählt von einem Zöllner, der versucht die Reisenden vom Reisen abzuhalten.

### ***Am Zoll***

*Der Tag, an dem unser Onkel starb, war sonnig und klar. Der Onkel richtete sich in den Kissen auf und verlangte zum erstenmal nach Aufmerksamkeit, Kaffee und Kuchen. Später aß er keinen Bissen und trank keinen Schluck, weil ihm die Zunge im Mund aufging wie Hefe. Der Onkel ist das Sprechen nicht gewöhnt, er verläßt das Haus vor Tagesanbruch, um an der Grenze die Koffer der Reisenden und Händler zu öffnen. Alles nimmt er genau in Augenschein und kehrt erst spät in der Nacht zurück. Er legt Geld auf den Küchentisch, nimmt Brot aus dem Kasten und geht hinauf in sein Zimmer. Früher haben wir Hunde versucht, seine Spur aufzunehmen, aber der Onkel hinterläßt keinen Geruch und verstopft weder Türritzen noch Schlüssellöcher, sondern hängt die Uniform an den Haken neben dem Bett, legt sich auf den Rücken und schläft ein ohne Geräusch. Wir haben keinen Ring an seinem Finger gefunden, keine Briefe in seinen Schubladen und keine Fotografien zwischen den Wäschestücken, und so haben wir ihn im Lauf der Jahre aus den Augen verloren wie ein Möbelstück, das niemals verrückt wird und darum seinen Schatten auf immer dieselbe Stelle wirft.*

*Aber jetzt starb unser Onkel, und wir kauften den Kuchen, kochten den Kaffee und trugen unsere Stühle hinauf in ein Zimmer, das wir seit Jahren nicht mehr betreten haben. Der Onkel saß aufrecht in den Kissen, die glatten Hände auf der Bettde-*

---

*cke, das Haar gekämmt, das Kinn frisch rasiert. Wir rutschten auf unseren Stühlen hin und her und warteten darauf, daß er anfing, seine Koffer zu packen, aber unser Onkel der Zöllner haßt das Reisen. Sein Leben lang hat er versucht, Reisende an der Grenze zur Umkehr zu bewegen, aber die Reisenden und die Händler pfeifen vor Reiselust und vor Ungeduld und scharren mit den Füßen wie Tiere, während der Onkel vorwurfsvoll in Kisten, Koffern und Säcken wühlt, Stück für Stück gegen das Licht hält und umständlich beginnt, Listen auszufüllen. Sie aber lassen sich weder belehren noch aufhalten und zahlen jeden Preis, um unterwegs zu sein.*

*Als unser Onkel endlich begriff, daß er keine Wahl hatte, gab er uns ein Zeichen. Erleichtert sprangen wir von den Stühlen, hoben die Koffer vom Schrank, rissen Türen und Schubladen weit auf und warfen alles hinein, was wir zu fassen bekamen: Wäsche und Listen, Krawatten und Orden, Seifen und Socken und die Handschuhe einer Frau mit kleinen Händen, die wir nie zu Gesicht bekommen werden. Wir werden ihre Geschichte nicht erfahren, denn der Atem des Onkels wird kürzer und seine Zunge dicker. Aber wir sehen den zitternden Tropfen unter seinem Kinn und die Bewegung seiner Hände auf der Bettdecke, den Ring an seinem Finger, den er vor uns verbergen möchte, die unabgeschickten Briefe in den Schubladen, die Fotografien zwischen den Wäschestücken und den Zug, der unseren Onkel ans Meer gebracht hätte an einem heißen Sommertag, aber der Zöllner ist kein Reisebegleiter, er kann gar nicht schwimmen. Er geht nur bis zu den Knöcheln ins Wasser, dann läuft er blau an bis zum Hals, und die Gäste am Strand laufen an vor Gelächter.*

*Vielleicht hat der Onkel versucht, die Frau mit den Handschuhen mit Kaffee und Kuchen zu bewirten, er selbst aß nichts und sah dabei zu, wie sie sich Stück für Stück auf der Zunge zergehen ließ. Die Gäste lachten noch lauter, weil man bei Hitze*

*nicht Kuchen verzehrt, sondern Eis, und weil der Onkel nicht wußte, wie man Postkarten schreibt in Cafés und Zeitungen aufaltet am Strand. Er haßte das Reisen.*

*Abends gingen sie auf der Strandpromenade spazieren, wobei der Onkel wiederholt versucht haben soll, seinen Arm um die Frau mit den Handschuhen zu legen, aber die Frau war zu leicht, und der Wind wehte sie ihm unter dem Arm weg in die Arme irgendeines Strandbewohners oder eines Messerwerfers aus dem Strandvarieté oder vielleicht auch in die Arme des Kellners aus dem Strandcafé. Die Uniformen der Kellner sind auch bei glühender Hitze noch schön.*

*Wahrscheinlich zog der Kellner seine Handschuhe aus, als er die Frau sah, und als die Frau den Kellner sah, zog auch sie ihre Handschuhe aus und drückte sie dem Onkel in die Hand, der mit den Handschuhen auf der Promenade stehenblieb und nicht wußte, wie man zurückkommt, wenn man einmal verreist ist. Die Gäste werden sich gebogen haben vor Lachen wie der Onkel vor Scham, weshalb er seinen Fuß niemals wieder über die Grenze setzte.*

*Später hat der Onkel noch einmal versucht, die Frau mit den kleinen Händen zur Umkehr zu bewegen, er hat ihr mit den Handschuhen vor dem Gesicht herumgefuchelt, aber wahrscheinlich hat sie gelacht, wie nur Frauen lachen, und hat auf die Handschuhe gepfiffen und mit den Füßen gescharrt vor Ungeduld. Dann hat sie Geld auf den Tisch gelegt und ist gegangen, denn sie war in Geschäften unterwegs.*

*Der Onkel blieb zurück mit Sand in den Schuhen, in Kragen und Mund, und als er jetzt versuchte zu sprechen, begann er zu husten. Er hörte überhaupt nicht mehr auf zu husten, und wir sprangen auf von den Koffern, die so voll waren, daß sie sich beim besten Willen nicht schließen ließen. Wir rissen die Fenster auf und wedelten mit der Luft herum, als könnten wir dem*

*Onkel damit Erleichterung verschaffen. Dann hoben wir ihn an den Armen empor und klopften ihm sanft auf den Rücken, bis er nach vorne kippte und durch die Zähne pfiß, womit er uns zu verstehen gab, daß er weder mit seiner Reise noch mit unserer Geschichte einverstanden sei.*

(in: Hoppe, Felicitas, *Picknick der Friseure*. Geschichten, Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch<sup>3</sup>2006, S. 57–60)

*SH:* Der Text verdichtet einiges von dem, was gestern Abend bei der Eröffnung der Tagung bereits angedeutet worden ist. Wo fangen wir an? Vielleicht bei der Auffälligkeit, dass der Onkel hier gar nicht selbst spricht, dass man nichts von ihm weiß, dass man auch die Lebensgeschichte nicht von ihm erfährt, sondern dass Andere – wer auch immer das ist – erzählen. Diese Erzählperspektive führt zum Thema des Umgangs mit den und dem Anderen. Der Andere, hier der mysteriöse Onkel, ist schwer zu fassen. Und da springt die Vorstellungskraft ein.

*FH:* Diese Geschichte ist sicher 25 Jahre alt. Ich erinnere mich an die Entstehung, die sehr spielerisch war. Ich hatte eine Kollegin, die das Studium aufgeben wollte, weil sie meinte, sie würde damit nie Geld verdienen. Sie beschloss, Zöllnerin zu werden. Das fand ich ungewöhnlich. Ich kannte niemanden, der freiwillig zum Zoll gegangen wäre. Daraufhin habe ich versprochen, ihr zum Abschied eine Geschichte mit dem Titel Am Zoll zu schenken. So sind viele meiner Geschichten entstanden. Während ich diese Geschichte schrieb, die lustig werden sollte, merkte ich, dass ich weder irgendetwas vom Zöllner-Wesen weiß noch dass diese Geschichte lustig wäre.

Eine andere Sache spielt mit hinein, eine essenzielle Erfahrung: Bei Lesungen passiert es mir häufig, dass Leute kommen und sagen: Sie sind doch Schriftstellerin. Ich habe hier eine Geschichte für Sie, ich habe etwas erlebt. Dann fangen sie an, ihre

Erlebnisse zu erzählen. Damit habe ich mich immer schweigen. Ich sage dann: Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen und für diese Geschichte, ich kann sie aber nicht selbst erzählen. Wenn Sie sie mir anvertrauen, kann ich sie verwenden – aber was wird daraus? Ein Hoppe-Text.

Was ich hier lustig darzustellen versuche, ist eigentlich ein kleines Drama, denn jeder kann seine Geschichte nur selbst erzählen. Das, was darüber hinausgeht, nimmt sofort etwas Spekulatives an. Der Sprechende nimmt für sich in Anspruch, er spräche für jemand anderen, eine Attitüde, die uns unter Schriftstellern sehr häufig begegnet. Der triviale Satz Den Stimmlosen eine Stimme geben ist gut gemeint, aber äußerst heikel.

Und so entsteht der Kosmos: Diese Kinder, die mit dem Onkel nicht kommunizieren, weil sie ihn nicht kennen, scheinen im selben Haus zu leben. Sie verwandeln sich dann: „Wir Hunde haben versucht seine Spur aufzunehmen“. Das wird beim Nachdruck immer korrigiert, als wäre das ein Fehler: Wir Hunde? Das sind doch Kinder! Aber natürlich sind das Spürhunde, die sich auf die Fersen dieses Unbekannten machen und versuchen, sein Leben irgendwie zu rekonstruieren. Da kommt dann grammatikalisch der Konjunktiv ins Spiel: „Der Zug, der unseren Onkel ans Meer gebracht hätte.“ Und dann entstehen die Phantasien, ein Raum unendlicher Projektionen. Derjenige, über den hier spekuliert wird, stirbt am Ende der Geschichte – es ist ja die Geschichte eines sterbenden Menschen, der am Ende durch die Zähne pfeift, „womit er uns zu verstehen gab, dass er weder mit seiner Reise noch mit unserer Geschichte einverstanden ist.“ Wir wissen nicht, wer er ist. Er wird in einen spekulativen Raum entlassen. Im günstigsten Fall in einen Raum der Stille und des Friedens, in dem auch nichts mehr über ihn erfunden werden kann. Beim Schreiben habe ich darüber nicht nachgedacht, aber jetzt, wo ich den Text hier lese, scheint es mir so.

---

*SH:* Die Geschichte von dieser Frau etwa ist ja auch ein Versuch zu erklären, warum dieser Onkel seltsamerweise selbst nie weg und darum auch Andere davon abhalten wollte zu verreisen. Sie zeigt etwas typisch Menschliches: Die „Lücke“, wo man etwas nicht weiß, wo ein Geheimnis ist, wo man meint, man hätte Erklärungsbedarf, füllen dann die Geschichten.

*FH:* Ja. Hier wird eine Grenzüberschreitung versucht, eine Zuebewegung, und das ist mit viel Angst verbunden und hier vor allem mit Scham. Der Onkel begibt sich in einen Raum, der ihm fremd ist, der aber auch schon besetzt ist. Es gibt doch nichts Schöneres, als zu verreisen, als am Strand zu sein und Eis zu essen und schöne Frauen kennenzulernen usw. Hier aber dieses Szenario, dass er eigentlich nicht einmal ins Wasser gehen kann, weil er blau anläuft. Ich hatte einen Großonkel, bei dem das tatsächlich genauso war. Meine Großmutter war eine fantastische Schwimmerin, und der Großonkel hatte sehr zu leiden, weil er nicht schwimmen konnte. Der Ausdruck „wasserscheu“ wäre geschmeichelt: Er lief wirklich förmlich blau an, sobald er einen Strand mit Aussicht auf Wasser betrat. Dieses Bild ist hier eingeflossen. Dieses Gefühl einer unendlichen Qual, sich in einem anderen Element nicht bewegen zu können, in einem gesetzten Rahmen, der aber völlig konventionell ist: Denn alle anderen wissen ja, wie man es macht. Sie wissen, wie man Postkarten schreibt; sie wissen, wie man Zeitung liest; sie wissen, wie man Frauen umwirbt und dergleichen. Er aber kriegt es nicht hin und hätte deshalb seinen Kokon eigentlich nie verlassen. Es ist eine Geschichte der Angst.

Die Spurensuche läuft – und das spielt in der Literatur, glaube ich, eine große Rolle – über Requisiten. Erst wird gesagt: Wir haben nichts gefunden. Dann aber werden die Gegenstände imaginiert. Die Kinder finden die Handschuhe „einer Frau mit kleinen Händen“, und über diese Requisiten versuchen sie, die Person ihres Onkels zu fassen. Das ist ein genuin literarisches Mit-

tel, Personen an Dingen festzumachen oder über Dinge zu identifizieren, also sie erkennbar zu machen. Diese wirken wie ein Leitfaden. Anhand dieser Requisiten entwickelt sich dann die ganze Geschichte. Aber ich entwickle sie natürlich auch mit meinen Assoziationen. Das zeigt ein Dilemma, auch das Dilemma des Erzählens, das eine Annäherung ist, aber auch ein Übergriff. Ein sehr interessanter Dualismus.

*SH:* Wenn man einmal aufgebrochen ist, kann man dann wieder zurückkommen? Dieses Thema, diese Frage zieht sich durch viele Ihrer Texte. Das Aufbrechen und die Angst davor, das Zuhause dann nicht mehr zu haben, sind menschliche Themen par excellence und biblische Themen.

*FH:* Absolut. Das ist natürlich auch eine eigene Lebenserfahrung. Ich, das Stubenhocker-Kind, wollte nie weg. Meine Mutter musste mich zum Spielen tragen. Kein Witz. Da gab es große Sorgen in der Familie: Was wird aus einem Kind, das sein Zimmer nicht verlässt? Damit sind wir bei der Ersatzfunktion des Erzählens: Ich kann durch das Erzählen die reale Begegnung mit dem Anderen verhindern, indem ich mir das Andere immer nur vorstelle. In der Vorstellung bleibt es ungefährlich, es bleibt exotisch und märchenhaft. Das war der Grund, weshalb ich mich förmlich gezwungen habe, an einem bestimmten Punkt in meiner Biografie aufzubrechen und wegzugehen. Ich gelte ja als reiselustige Schriftstellerin, das war ich aber nie. Das ist ein grausames Zwangsprogramm. Ich habe mir das mühsam antrainiert.

Wenn ich die Wahl hätte – deswegen sitze ich heute in der Einsiedelei – würde ich bis ans Ende meiner Tage dort sitzen und Märchen lesen. Das ist natürlich politisch nicht tragbar – auch darüber zu sprechen, dass einem der Rückzug eigentlich lieber ist als der Aufbruch –, man steht damit als Schriftstellerin nicht gut da. Dieses Thema durchzieht aber sämtliche meiner Texte.

Ich habe daraufhin noch einmal meine anderen Bücher angeschaut und ein Satz taucht immer wieder auf, schon in *Picknick der Friseure*: „Man muss wissen, wer weggeht und wer nicht zurückkommt.“

Eine spezifische Form des Aufbruchs macht eine Rückkehr in der Tat unmöglich. Das entspricht unserer Lebensgeschichte: Wir schreiten halt voran, werden älter und werden doch nicht mehr als vier Jahre alt. Meine fiktive Autobiografie *Hoppe* beginnt, als Felicitas fünf ist, und endet interessanterweise mit einem fünfjährigen Kind, was zeigt: Hier versucht eine Erzählperson an einen Punkt zurückzukehren, der lebensgeschichtlich unholbar ist.

Ich gebe noch ein Beispiel: Sie wissen vielleicht, dass ich in Hameln geboren bin – Hameln an der Weser. Eigentlich würde es reichen, wenn ich Ihnen die Geschichte vom Rattenfänger vorlesen würde, denn diese Geschichte vereint alles, was bei dieser Tagung infrage steht: der Rattenfänger als der Exot, die Angst vor dem Anderen, die Angst vor dem Fremden. Der Fremde kommt und befreit die Stadt von der Plage. Man verspricht ihm Geld. Doch als man sieht, dass er nur Flöte spielt, sagt man: Ach, das können wir auch! Er bekommt also das Geld nicht, kommt heimlich zurück und entführt die Hamelner Kinder – und wir wissen bis heute nicht, wo sie gelandet sind.

Es gibt unendlich viele Lesarten für diesen Text: Ruth Klüger zum Beispiel liest die Rattenfänger-Geschichte als KZ-Geschichte. Ich dagegen habe die Geschichte immer als optimistische Aufbruchsgeschichte gelesen, denn gäbe es den Rattenfänger nicht, säße ich heute noch in Hameln. Was konnte den Kindern Besseres passieren als die Begegnung mit diesem Anderen, Fremden, der in diesem Kostüm auftritt und diese Musik spielt, die als Verführungselement sehr schillernd ist. Und dann verschwinden sie in dieser Höhle im Koppenberg und sind einfach

weg. Die Stadt Hameln profitiert bis heute touristisch von dieser Sage, sie handelt mit ihrem eigenen Unglück, verdient damit Geld und merkt nicht, dass sie im Grunde genommen mit einer kriminellen Tat wirtschaftet. Denn nicht der Rattenfänger, die Hamelner sind wortbrüchig geworden.

Die Geschichte ist großartig, weil sie beides zeigt: Den Schmerz des Verlustes, der aufseiten der Eltern liegt und den aus meiner Sicht potenziellen Gewinn für die Kinder. Historisch betrachtet handelt es sich vermutlich um eine schlichte Auswanderergeschichte, eine Abwerbung von Arbeitskräften Richtung Osten. Die Geschichte ist bis heute unendlich aufgeladen und auch literarisch vielfach verarbeitet und spielt zwischen diesen beiden Polen. Genau genommen gibt es natürlich keine Rückkehr: Wer einmal aufgebrochen ist, ist weg.

*SH:* Begriffe wie Garten oder Paradies sind aus dem biblischen Kontext vertraut und tauchen auch in Ihren Büchern oft auf. Sie verweisen auf den Wunsch nach einer Idylle, nach etwas Paradiesischem – was auch immer jede, jeder Einzelne darunter versteht. Über Picknick der Friseure wurde oft gesagt und geschrieben, dass es darin um die Sehnsucht nach Aufbruch geht, aber auch um das Scheitern daran. In Ihren Texten scheint mir aber nicht so sehr dieses Scheitern im Vordergrund zu stehen, sondern dieses „Trotzdem“ der Sehnsucht. Ihre Figuren gehen, von Sehnsucht getrieben, trotzdem auf Suche.

*FH:* Das stimmt. Was an Picknick der Friseure so interessant ist: Das sind Schwellengeschichten, Geschichten des gewünschten Aufbruchs und alle getragen von dem Wunsch, etwas zu entdecken, ins Neue zu gehen. Aber immer gibt es ein Hemmnis, das die Figuren auf eigenartige Weise zurückhält. Sie stehen buchstäblich auf der Türschwelle, aber es kommt keiner, der sie wirklich abholt.

Es sind vor allem Kinder, die in diesem Buch eine Rolle spielen, lauter kleine Figuren. Die Frage ist: Wo ist die Gegenkraft? Die Eltern-Figuren versuchen zu reglementieren und die Großeltern-Figuren sind die Traditions Hüter. Sie sind im Besitz der Weisheit, sie wissen, was richtig und falsch ist und ermahnen die Kinder nach dem Motto: Geh bloß nicht mit dem Rattenfänger mit! Wenn da einer vorbeikommt, hüte dich! Das verheißt nichts Gutes! Die Figuren wollen, aber sie können nicht, sie dürfen nicht – und dann gehen sie trotzdem los.

Was sie alle verbindet – und daher erwähnte ich eingangs, dass man, wenn man vom Anderen spricht, zunächst von sich selber sprechen muss –: Es sind Gestalten, die a priori fremd in der Welt sind und zwar, weil sie klein sind, weil sie schwach sind, sie sind nicht auf der Sieger-Seite. Das ist die Erzählperspektive. Sie müssen in einer Welt zurechtkommen, die ihnen vom ersten Moment an unbekannt ist und irgendwie feindlich. Komischerweise aber gibt es dann da immer wieder die Ahnung vom Paradies – wahrscheinlich, weil ich katholisch erzogen bin. Diese Bildwelt ist sozusagen präsent und füllt dann diese Texte.

Es gibt also einen Raum, wo es gut wäre oder gut sein kann, und der begleitet als Grundtenor dieses potenzielle Scheitern. Aber da der Weg oder die Wanderung oder die Reise sowieso nur eine Durchgangsstation ist, ist das nicht so schlimm. Ich finde es übrigens völlig normal, dass man fremd ist. Ich habe es immer komisch gefunden, dass Leute so darauf aus sind, sich nicht fremd zu fühlen – das hat wahrscheinlich mit ihrer Schwäche zu tun. Harmonie ist eine Täuschung. Harmonie ist nichts anderes als Bequemlichkeit – das ist okay, Menschen sind nicht so kraftvoll, brauchen Kompromisslösungen. Das ist kein Argument gegen die Harmonie und gegen den Kompromiss, aber das Grundgefühl – und über das ist ja zu sprechen in der Literatur, sonst schriebe man nicht – ist natürlich eines des Abgetrennt-

Seins. Wenn ich mich nicht abgetrennt fühle, muss ich auch nicht schreiben, dann mische ich mit.

*SH:* Wir möchten nun noch einen zweiten Text vorstellen, nämlich den 2006 erschienenen Roman *Johanna*. *Johanna* von Orléans ist eine historische Gestalt aus dem 15. Jahrhundert; es gibt eine Unzahl an Publikationen über sie, Schiller, Brecht und viele mehr haben sich an ihr abgearbeitet. Wir haben also *Johanna*, diese so rätselhafte Figur; wir haben die zahlreichen Literaturen und Interpretationen; wir haben historische Quellen; wir haben Gerichtsprotokolle. Hatten Sie bei der Wahl eines solchen Stoffes nicht Angst, sich da völlig zu übernehmen?

*FH:* Ja klar, die hatte ich. Ich habe mich auch völlig übernommen. Es gibt ein Grundprinzip beim Schreiben, an das ich mich immer noch halte – obwohl es sehr an die Substanz geht –, nämlich: Man soll immer einen Stoff wählen, bei dem man davon ausgehen muss, dass er zu groß für einen ist, dass man ihn nicht bewältigen kann. Früher kaufte man Kleider zum Reinwaschen. Das birgt ein hohes Risiko, aber alles andere ist ja vollkommen uninteressant. Denn warum sollte ich etwas tun, was ich schon kann? Warum soll ich etwas wiederholen? Das beinhaltet natürlich das Risiko des Scheiterns, und dafür ist *Johanna* das gefundene Fressen.

## ***Johanna***

### *Prolog*

*Johanna wurde in der Dreikönigsnacht geboren. Die Tiere begannen zu sprechen, die Brüder hielten den Stern in die Höhe, nur die Könige konnten sich nicht einigen.*

*Neunzehn Jahre später, als der Bischof endlich begann, das Todesurteil zu verlesen, und der Scharfrichter sich mit dem Karren näherte, verließen Johanna die Kräfte. Sie unterbrach den*

---

*Bischof und sagte, sie werde alles tun, was man ihr auferlege. Die Engländer empörten sich, warfen Steine und schrien, Bischof Cauchon sei ein Verräter. Johanna, die weder lesen noch schreiben konnte, unterzeichnete die Abschwörungsformel mit einem Kreuz. Dabei lachte sie, und die Engländer schrien noch lauter.*

*Am siebenundzwanzigsten Mai erhielt der Bischof die Nachricht, Johanna sei rückfällig geworden, habe wieder Männerkleider angelegt und alles widerrufen, was sie unterschrieben hatte. Am dreißigsten Mai, gegen neun, flankierten achtzig oder achthundert englische Soldaten ihren Karren auf dem Weg zum Alten Markt von Rouen. Trotzdem gelang es einem gewissen Loiseleur, auf den Wagen zu springen und Johanna unter Tränen um Vergebung für das ihr angetane Unrecht anzuflehen. Mit Not entkam er den Engländern.*

*Eine Stunde lang stand Johanna auf dem Marktplatz, während Nicolas Midi eine Predigt hielt und der Bischof ein zweites Mal das Urteil verkündete. Johanna verteidigte ein letztes Mal ihre Könige, die allerdings abwesend waren.*

*Bevor man sie auf den Scheiterhaufen führte, setzte man ihr eine Papiermütze auf, darauf standen für alle, die lesen können, drei Worte. Vornweg ging Bruder Ladvenu, der, auch für Abwesende gut sichtbar, das Kreuz in die Höhe hielt, bis Johanna ihn bat, von der Leiter zu steigen, weil das Kreuz in Gefahr stand, Feuer zu fangen. Sie selbst hielt ein kleines Holzkreuz in der Hand, das ein englischer Soldat für sie zusammengezimmert hatte.*

*Sie verbrannte lebendig, denn man hatte den Scheiterhaufen so hoch aufgerichtet, dass der Henker ihr keinen Gnadenstoß geben konnte, obwohl es ihm leid um sie tat, weil er um seine eigene Seele fürchtete. Einige auf dem Platz weinten, darunter auch Engländer.*

*Johannas Reste, Asche und das Herz, das den Feuertod manchmal übersteht, wurden vom Gerichtsdienner Jean Massieu in die Seine geworfen.*

[...]

*Stimmen*

*Am Morgen danach große Stille im Hörsaal.*

*Hitze und hektisches Kronensuchen. Ein Morgenversuch der Erinnerung zwischen neun und halb zehn. Gestern ein König auf Peitsches Balkon, und heute ein Nichts. Nervöses Rascheln mit leerem Papier. Bis endlich unser Professor auftritt, wie immer zu spät. Er sieht müde aus, enttäuscht, als wäre er gern mit dabei gewesen, aber nicht bis zum Schluss.*

*Sein Hemd ist weiß und gebügelt, es riecht trotzdem nach Rauch. Nach Pfadfinderstreichen, nach französischen Lagerfeuern, flankiert von Servietten, für den Fall, dass man spuckt. Zähle Abende unter Messer und Gabel, von denen er uns bestimmt nichts erzählt. Stattdessen geht er zu Ordnungen über.*

*Damen und Herren, etwas ist gestern verloren gegangen. Gelieben ist ein Wunsch nach Erklärung, kein Spiel, sondern eine ernsthafte Übung: Erkenne den König. Die Regeln sind einfach und klar, nur leider hat sie niemand begriffen, bestanden hat keiner. Also fangen wir wieder von vorne an.*

*Erstens: Um welche Krone handelt es sich? Zweitens: Wie sah sie aus? Drittens: Wer hatte das Recht, sie zu tragen? Wer erträgt überhaupt ihr Gewicht? Viertens: Ist sie versichert? Wenn ja, bei wem, seit wann, für wie lang? Wie hoch sind die Kosten? Fünftens: Wann hat man die Krone zuletzt gesehen? Auf welchem Kopf? Wem hat sie gepasst, und wem passte sie nicht? Sechstens: War es die Krone, die dem Träger nicht passte, oder, umgekehrt, der Träger der Krone, weil ihr der Kopf zu klein*

*schien? Siebtens, die letzte und schwierigste Frage: Wie bringt man Kopf und Krone zur Deckung, ohne dass einer zu Schaden kommt? Kurz: Wie krönt man richtig?*

*Stille im Hörsaal. Die Angst vor der Fülle der Möglichkeiten. Hundert Antworten auf eine Frage. Kein Grund zur Sorge, denken Sie nach, in aller Ruhe. Überlegen Sie sich Ihre Antwort genau. Wir haben Zeit. Zögern Sie ruhig, bevor Sie entscheiden. Eine Übung in Eleganz und Geduld. Zögern adelt, ein Zeichen von Klasse, eine höhere Form von Präzision. Wie schnell macht man Fehler, und wie lang und quälend die Reue danach. Wie leichtfertig wir schreiben, ohne an Konsequenzen zu denken. ERST DENKEN, DANN HANDELN, das ist die Devise.*

*Wir sind frei in dem, was wir denken und sagen, also dürfen wir auch die Richtungen wechseln. Es ist nie zu spät, wir können auch anders, was bedeutet, wir können auch anders entscheiden und doch noch alles zum Guten wenden. Damen und Herren, erinnern Sie sich. Was lehrt uns Johanna? Stille im Hörsaal. Wir zögern. Erst dann heben wir entschieden die Köpfe und rufen im Chor: Überstürzung ist ungesund und gefährlich. Sehr richtig. Stattdessen Ausdauer und Hartnäckigkeit, keine Silbe bleibt ungehört, alles wird jederzeit festgehalten.*

*Also schreiben Sie mit und vergessen Sie eins nicht: Wir sind nicht mehr neunzehn, uns macht man nichts vor. Vor allem, wir machen uns selber nichts vor, wir kennen die Regeln, und die erste und wichtigste Regel lautet? Das meiste verwendet man gegen uns.*

*Richtig. Also Vorsicht mit Kronen. Vorsicht mit Devisen und Fahnen. Achtung bei der Wahl Ihres Pferdes, bei der Wahl Ihrer Dame, bei der Wahl Ihres Ritters, bei der Wahl eines Knappen. Auf hundert falsche kommt selten ein echter. Aufgepasst bei der Wahl Ihrer Waffen, bei der Wahl Ihres Wappens. Sorgfalt bei der Wahl Ihrer Farben. Grün steht nicht jedem, und*

*Blau erst recht nicht, eine Neigungswahl geht selten gut aus.  
Johanna kann ein Lied davon singen.*

(in: Hoppe, Felicitas, *Johanna*. Roman, Frankfurt a. M.: Fischer <sup>2</sup>2012, S. 9–10.31–33.)

*FH:* An keiner Figur kann man schöner scheitern als an Johanna. Aber die Anziehungskraft dieser Figur ist so groß, so unendlich groß – und für mich bis heute so geblieben. Sie ist für mich ein Geheimnis oder Rätsel, unlösbar, das ist das wirklich Andere in Zeit und Raum. Die Zeit liegt weit zurück, fast 600 Jahre. Ich glaube, dass Johanna eine Figur ist oder eine Person war, die viele Züge in sich trägt, die nicht verständlich und auch nicht verstehbar zu machen sind. Diese Irritation bleibt. Aber auch hier gab es Versuche der Eingemeindung. Und da sind wir wieder bei dem Anderen. Wie verstehen wir Geschichte? Das ist ein genuin theologisches Thema: Die Frage, wie wir mit Texten umgehen, die aus einer ganz anderen Zeit kommen. Wie transponieren wir die? Wir versuchen im weitesten Sinn, Übersetzungsleistungen zu erbringen, und das haut in der Regel überhaupt nicht hin.

Es gibt zwei Genres, die ich nicht mag – ohne sie dabei zu verachten. Sie sind hauptsächlich wirtschaftlich einträglich: Der historische Roman und die Sciencefiction. Das sind zwei Seiten der gleichen Medaille. „Leute, die historische Romane schreiben“ – so sagte es mal ein Historiker –, „wissen alles, was wir Historiker nie wissen werden.“ Sie vermitteln dem Leser damit das Gefühl, er könne in eine Zeit abtauchen und diese kurzfristig verstehen. Das geht natürlich nur, wenn man glaubt, eine Zeit sei abgeschlossen. „Napoleon erwachte um 6 Uhr morgens kurz vor der Schlacht mit schweren Kopfschmerzen.“ Ah toll, das wusste ich noch nicht. Letzten Endes arbeiten wir immer mit uns Bekanntem. Auch in der Sciencefiction finden wir ein

---

Setup aus dem vor, was wir kennen und was uns vertraut ist. Nur in verzerrter weitergedachter Form. Im Grunde applizieren wir auf die Vergangenheit das, wie wir heute leben. Und das war mein Dilemma. Wie gehe ich mit Johanna um?

Sie alle kennen das: Sie gehen ins Theater und wollen Faust sehen oder Jeanne d'Arc. Die Sache entscheidet sich in dem Moment, wo die Schauspieler auf die Bühne kommen. Das ist der Moment des Einverständnisses oder der großen Enttäuschung, wenn Sie denken: So sieht Jeanne d'Arc doch gar nicht aus. Die war nicht blond. Deswegen gehe ich so ungern ins Theater oder ins Kino, weil mir da immer etwas serviert wird und ich denke: Ich komme mit dieser Konfiguration nicht zurecht. Das hat dazu geführt, dass ich keinen historischen Roman geschrieben habe und dass Jeanne d'Arc in diesem Buch als Figur faktisch nicht auftritt.

Sie tritt nicht auf. Sie wird umkreist und beschrieben, es wird von ihr gesprochen, es gibt einen Prolog, in dem wird kurz ihr Leben erzählt. Der Rest spielt im akademischen Milieu und erzählt von drei Personen, die versuchen, die Jungfrau dingfest zu machen, und das klappt naturgemäß nicht. Das ist ein billiger Trick, Literatur durch Verweigerung. Das löst das Problem überhaupt nicht, und daran bin ich verzweifelt. Ich bin verzweifelt, weil ich merkte: Du kommst an diese Figur nicht ran. Es gibt Tage, da erstrahlt sie, da finde ich sie großartig. Dann trifft man auf Züge, die finde ich abstoßend. Ein ständiges Hin und Her, und das macht die Sache äußerst schwierig.

Zwei Wochen lang dachte ich, ich könnte mich retten, indem ich aus Johanna eine Operette mache. Wenn man das Fremde, das Andere, das Ominöse nicht begreift, dann tendiert man dazu, es lächerlich zu machen. Das ist in der Literatur ein probates Verfahren. Die Kirche selber kennt diese Technik sehr genau. Die Kirche arbeitet in der Legendenbildung mit extremer Über-

höhung und Veredelung. Doch wo immer Legendenbildung stattfindet, gibt es als Gegenreaktion die Satire oder Verschwörungstheorien.

Im Falle Johanna zielt die Verschwörungstheorie darauf, Johanna habe es entweder nie gegeben oder man habe die echte Johanna auf die Seite geschafft und eine Ersatz-Johanna auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Darüber können Sie Bücher lesen. Irgendwo in der Mitte ist die wahre Johanna, denn es hat sie tatsächlich gegeben. Das ist gewiss. Keine Figur, kein Prozess des Mittelalters – außer des berüchtigten Kindermörders Gilles de Rais – ist so gut dokumentiert wie dieser. Denn die Inquisition nahm es genau, die Akten sind da und eine tolle Quelle. Übrigens ein sehr akkurater Prozess. George Bernard Shaw hat einen hochinteressanten Text darüber geschrieben, in dem er beschreibt, dass gemessen an vielen Prozessen der Neuzeit, dieser Prozess – so absurd das heute klingt – eigentlich ein fairer Prozess war. Nach den Maßgaben der Inquisition selbstverständlich.

Meine Hauptquelle sind die Protokolle und Originaläußerungen von Johanna, sofern sie original sind. Sie wissen, wie das bei Gericht zuing: Die Prozesse sind mehrfach kompiliert und in indirekter Rede notiert, die die heutige dtv-Ausgabe in direkter Rede zitiert. Man hat also das Gefühl, man höre tatsächlich Johanna's Stimme. Das ist natürlich zweifelhaft, aber es ist davon auszugehen, dass einiges von dem, was sie damals gesagt hat, in diesen Protokollen tatsächlich als Essenz aufzufinden ist. Das ist ihre Stimme, und die ist unheimlich.

*SH:* Damit gerät man nicht nur in das Feld der Historie, sondern auch in jene der Politik und der Religion. Wie sind Sie damit umgegangen? Sie erzählen hier über eine abwesende Figur, über die geredet und an die Fragen gestellt werden. Es handelt sich um eine Art der Befragung, bei der Sie aber auch einen Fo-

kus setzen mussten. Interessierte Sie mehr das so rätselhafte Religiöse oder interessierte Sie eher Johannes Bedeutung als politische Figur?

*FH:* Ich folge dem historischen Zahlenstrahl, ich erzähle eigentlich immer chronologisch. Ich beginne mit ihrer kurzen Lebensgeschichte und dann gehe ich von Station zu Station. Nach dem Prinzip des Ritterromans, des Stationendramas, des Schelmenromans oder des Märchens: Losgehen, Station A, B, C. Das ist eine sehr einfache Erzählweise. Und an jeder Station, die auch ein Kreuzweg sein könnte, verharrt man und schaut sich das Bild an und sagt: Aha, hier sind wir! Und jetzt kommt die Schlacht, jetzt kommt die nächste Schlacht, jetzt kommt das Gericht, und am Ende steht der Tod. In Johannes Fall sowieso. Dann gibt's noch den Widerruf, den sie widerruft, und dann merkt man, der Widerruf wird ihr nicht viel nützen. Dann kommt der Scheiterhaufen. Und dann ist die Geschichte zu Ende. Das ist das A B C von Johanna. Und der Rest des Personals wird drumherum verteilt.

Es gibt aber eine klassische Erzählerin, eine Figur, die über Johanna zu promovieren versucht. Die Promotion kommt nicht zustande, weil der Professor den Saal verlässt und nicht wiederkommt. In der Kritik hieß es immer, sie habe die Prüfung nicht bestanden, sie sei durchgefallen. Aber eigentlich ist der Professor durchgefallen. Er steht nämlich auf, geht weg und kommt nicht wieder. Das ist das Ende der Geschichte. Doch eigentlich geht es um eine Disputation. Denn die Erzählerin hat einen Freund, Assistent des Professors, er heißt Dr. Peitsche. Er trainiert mit ihr die einzelnen Fragen und sie muss sämtliche Schuldpunkte der Universität von Paris durchdiskutieren. Anhand dieser Schuldzuweisungen wird die gesamte Geschichte noch einmal rekapituliert. Ein unglaublich schwieriges Thema.

Jeanne d'Arc wurde sehr spät heiliggesprochen. Ich würde sagen, aus sozialpolitischen Gründen. Der Katholizismus des frühen 20sten Jahrhunderts war in der Krise und brauchte dringend eine Heilige. Niemand kannte Johanna besser als die Promotoren des Heiligsprechungsprozesses. Denn wenn jemand heiliggesprochen wird, müssen die Akten gewälzt werden, jeder Punkt einzeln. Wäre ich Promotor gewesen, hätte ich Johanna nicht heiliggesprochen. Da hat die Kirche wirklich nicht gut gearbeitet – das ist hochinteressant, dabei lernt man viel.

Es gibt zum Beispiel den Verdacht des Selbstmordversuchs. Johanna hat versucht, sich aus der Gefangenschaft zu befreien, als sie in Beaurevoir aus einem Turm sprang. Sie ist dann sofort wieder gefangen genommen worden, hat sich verteidigt und vor Gericht gesagt, jeder Gefangene habe das Recht zu fliehen. Ob sie sich zu Tode hat bringen wollen, weiß man nicht, aber das wäre ein deutlicher Einwand gegen eine Heiligsprechung gewesen. Die Tatsache, dass jemand Hand an sich legt, das geht aus kirchlicher Sicht nun mal gar nicht.

Die zweite Sache ist die Frage nach der Gewalt, aber wenn wir da erst einmal anfangen, dann wird es eng in der Heiligenriege, nicht im Sinne einer spezifischen Kirchenkritik, sondern im Sinne eines Bewusstmachens von Historizität und der Aneignung von Gestalten für unsere gegenwärtigen Zwecke. Als Projektionsfläche ist Johanna jedenfalls unschlagbar.

*SH:* Sie haben einen Essay verfasst über den Umgang mit der Geschichte, der zu klären ist, bevor man so ein Buch schreiben kann. Darin haben Sie beschrieben, dass Sie sich dieser Figur nicht als Wissende nähern, sondern dass Sie (und insofern heben Sie den Zeitstrahl auch auf) sich Johanna, dieser rätselhaften Figur, als Gesprächspartnerin gegenüberstellen. Das Gespräch ist ein wesentliches Element, das durchaus auch für das Schreiben Bedeutung hat und nicht nur für unser Reden über

Literatur oder für mich als Leserin des Textes. Sie als Autorin suchen ein Gespräch mit einem Stoff, in diesem Fall mit einer Figur ...

*FH:* Absolut. Es gibt ein ganz starkes Element von Ansprache. Nach dem Prolog beginnt das Buch mit dem Satz: „Damen und Herren, was bleibt, ist ein Rätsel.“ Was ist das? Dem Leser oder dem Publikum wird ein Rätsel gestellt, das nicht lösbar ist. Das durchzieht auch viele meiner anderen Bücher. Es ist immer eine Anrufung oder ein Aufruf: Ist da jemand, der mich hört, ist da jemand, mit dem ich sprechen kann? Hört mir jemand zu? Das ist das alte Kaspertheater-Modell der Kindheit: Seid ihr alle da? Dann schreit mal laut Hurra! Dann ist die Aufmerksamkeit gebündelt und man hat zumindest Hoffnung auf Resonanz. Es geht ja letzten Endes darum, dass etwas zurückkommt und dass man nicht in einen dunklen Raum spricht. So habe ich es mit Johanna auch gehalten.

*Das oben nur ausschnittweise wiedergegebene Gespräch wird in voller Länge voraussichtlich 2020 in einem eigenen Band erscheinen, der die Gespräche von Felicitas Hoppe und Brigitte Schwens-Harrant aus den letzten zehn Jahren enthalten wird.*



## Fragmentierungen und rote Fäden Gibt es eine digitale Literatur?

*Jo Lendle*

Ich wurde eingeladen, zu dem sprechenden Titel „Fragmentierungen und rote Fäden. Über Sprach- und Denktransformationen zwischen Analog und Digital, Message und Medium ...“ zu reden und im Anschluss mit Ihnen darüber zu diskutieren. Ich freue mich vor allem auf unser Gespräch, in der Hoffnung, dass Sie wissen, was mit der Überschrift gemeint ist. Ich tue es nicht. Aber ich will versuchen, dieses Nichtwissen so produktiv wie möglich zu machen. Immerhin ist Nichtwissen nicht untypisch für die Betrachtung sich verändernder Phänomene. Vor allem, wenn das Ende dieser Veränderung in der Zukunft liegt.

Eine solche Ungewissheit findet ihren typografischen Ausdruck in den drei Pünktchen, mit denen die Titelformulierung schließt. Drei Pünktchen signalisieren Offenheit, Möglichkeit, Ambivalenz. Also stürze ich mich auf sie und mache sie zum Strukturprinzip meines Statements, das also die formale Gestalt eines Drei-Pünktchen-Triptychons annimmt.

### **Erstes Pünktchen**

Wir fragen uns heute, ob, und wenn ja, wie die Digitalisierung Auswirkungen auf unsere Sprache und unser Denken hat. Die Antwort ist einerseits banal: Ja. Wie kann etwas, das laut einer am 2. Februar 2018 in der FAZ veröffentlichten Untersuchung der Bitkom in den nächsten zwei Jahrzehnten die Hälfte der Berufsbilder obsolet machen wird, keine solchen Auswirkungen haben? Aber weil wir auf einer Tagung zur Dichtung sind, spit-

zen wir die Frage zu: Haben diese Veränderungen Auswirkungen auf die Literatur?

Ein Blick zurück, der naheliegenderweise etwas kulturindustriell ausfällt: In Sachen Digitalisierung hat die Buchbranche enorm von den Erfahrungen der Musikproduzenten profitiert. Von den schlechten Erfahrungen, um genau zu sein. Die großen Studios hatten auf den Übergang von Analog zu Digital, also vor allem auf das Aufkommen illegaler Streaming- und Sharing-Dienste mit einer Doppelstrategie reagiert: Leugnung und Bekämpfung. Vogel Strauß und Hau den Lukas. Nichtstun und Kriminalisierung. Das sind, so konnten wir in den Buchverlagen lernen, keine guten Antworten auf die Digitalisierung. Also gab es Veränderungen in allen Bereichen unserer Branche: In der Rezeption, in der Distribution und in der Diskussion.

1. Selbst Traditionsverlage boten sehr rasch ihre Bücher ganz selbstverständlich als E-Books an. Leser kauften sich E-Reader und freuten sich über Sekundärtugenden wie geringes Gewicht, skalierbare Schriften und Hintergrundbeleuchtung.
2. Auch das stationäre Buchhandelssortiment verkauft heute Bücher und E-Books in eigenen Webshops, um Amazon etwas entgegenzusetzen.
3. Verlage begannen sich um die Zukunft der Literaturkritik zu sorgen, der großen Aufmerksamkeitsgewinnerin, einfach weil wir feststellten, dass ein Aufmacher der Buchmessenbeilage bei Weitem nicht mehr die Wirkung zeigte wie noch wenige Jahre zuvor.

Ich sagte, die Digitalisierung habe alle Bereiche verändert, habe dabei aber den wichtigsten unterschlagen: die Produktion. An der Literatur selbst änderte sich ja nichts. Während rechts und links die Digitalisierung jeden Lebensbereich umpflügte, schrie-

ben die Autoren ungerührt einen bürgerlichen Roman nach dem anderen, als wäre das 19. Jahrhundert nie vergangen. Es gibt keine digitale Literatur. Es sollte sie geben, weil sie zu erwarten ist. Literatur hat immer die neuen Gefäße gefüllt. Aber wir sehen sie nicht und stellen fest, dass die klassischen Schreibweisen, Vertriebsweisen, Leseweisen, Diskussionsweisen nach wie vor die wirksamsten sind. Wir Verleger staunten darüber.

## **Zweites Pünktchen**

Heute sage ich: Was für ein Glück. Denn so sehr sich die Welt verändert hat, in der Buchbranche geht diese Veränderung in allerhöchster Langsamkeit und Unaufgeregtheit voran. In Geschwindigkeit und Lautstärke einer – sagen wir – auf Zehenspitzen gehenden Schnecke.

Konkret auf unsere drei Punkte Rezeption, Distribution, Diskussion bezogen:

1. Das E-Book ist ein Flop. Wurden vor wenigen Jahren für unsere Gegenwart noch Marktanteile von 50 % prognostiziert, ist die E-Book-Quote im deutschen Gesamtmarkt bislang nicht über 5 % hinausgekommen. Auch in der Belletristik liegt sie nahezu bewegungslos bei etwa 10 %, Tendenz rückläufig. Und auch in den USA, die hierzulande gern als Vorreitermarkt studiert werden, nimmt der Anteil laut jüngster Zahlen rasant ab. Die Liebe der Menschen zum gedruckten Buch ist ungebrochen. – Könnte man meinen.
2. Der erwartete Durchmarsch von Amazon und den auf das scheußlich klingende Cross Selling setzenden Innenstadt-Filialisten ist ausgeblieben. Amazon verliert sowohl beim Verkauf gedruckter Bücher wie bei den E-Books Marktanteile. Und durch die Innenstädte bummelt man heutzutage ziem-

lich allein. Lachender Dritter ist das gewöhnliche Sortiment, die Buchläden im Stadtviertel stehen im direkten Vergleich gut da. Die Liebe der Menschen zum Kauf vor Ort ist ungebrochen. – Könnte man meinen.

3. Als Antwort auf die Schwäche der Literaturkritik setzten die Buchverlage auf neue Formen der Aufmerksamkeitsgewinnung, vor allem die Blogosphäre wurde umworben. Wir haben Blogger in Verlage eingeladen, auf Buchmessen Bloggertreffen veranstaltet etc., in der Erwartung, dass sich auf diesen Kanälen ein relevantes Gespräch über Bücher herausbilden würde. Die Antwort wird Sie nicht überraschen: Dieses Gespräch gibt es nicht. Wenn die Blogger Reaktionen bekommen, dann von anderen Bloggern. Aber Reichweite haben sie nicht entwickelt. Wichtiger noch, literarische Bedeutung wird unverändert auf den traditionellen Wegen zugesprochen: in Rezensionen, durch Preise. Anfang Januar ist als eine der ersten Frühjahrsnovitäten Arno Geigers großer neuer Roman „Unter der Drachenwand“ erschienen. Sämtliche Zeitungen des Landes haben innerhalb weniger Tage unisono darüber jubiliert. Gestern wurde veröffentlicht, dass in seltener Einmütigkeit sowohl die deutschen wie die österreichischen Literaturkritiker das Buch auf Platz 1 der jeweiligen Bestenlisten gewählt haben. Der Roman steht in allen deutschsprachigen Ländern in den Bestsellerlisten, und wir sind dankbar für jeden literarischen Titel, der dort steht. Das Vertrauen der Menschen auf Informationen und Einordnung auf traditionellen Wegen ist also ungebrochen analog. – Könnte man meinen.

Ja, die Literatur und die Wege ihrer Verbreitung und Wahrnehmung sind bemerkenswert robust. Die klassischen Kanäle und Verfahren behalten unverdrossen ihre Stellung. Als Verleger stelle ich fest, dass jede Aktivität auf den hergebrachten Pfaden

besser funktioniert als jeder Versuch, neue Wege einzuschlagen. Bei Hanser haben wir in den letzten Jahren in alle möglichen Richtungen experimentiert. Nur um festzustellen, dass die mit weitem Abstand befriedigendste – und zwar ästhetisch und ökonomisch befriedigendste – Aktivität darin besteht, einfach gute Texte zu finden, zu lektorieren, zu drucken, zu verkaufen. Im Großen und Ganzen ist das Digitale nichts als Schnickschnack. Die einzige neue Idee, die funktioniert: in jedem Programm ein Buch ganz besonders bibliophil auszustatten und teuer zu verkaufen. Das können wir, das lieben wir. Und die Leser reißen sich darum.

### **Drittes Pünktchen**

Sie haben es anhand der rhetorisch recht durchsichtigen Formel „Könnte man meinen“ schon erraten: So leicht ist es nicht.

Wenn ich eben gesagt habe, dass die Menschen sich unverändert analog über Bücher informieren und dass sie weiterhin gedruckte Bücher im Laden nebenan kaufen, war das immer nur eine relative Aussage. Es bezog sich auf das Verhältnis zum Erfolg der Kanäle, von denen angenommen worden war, sie würden die alte Welt ablösen. Aber nicht in absoluten Zahlen.

Womöglich kennen Sie Gartners Hype Cycle. Es ist eine Kurve, die beschreibt, welchen Verlauf die Einführung neuer Technologien zu Beginn durchläuft, und dafür Aufmerksamkeit und fortschreitende Zeit ins Verhältnis setzt. Kurz gesagt schwingen sich solche Phänomene nach ersten Hinweisen und erster Neugier zu einem Hochpunkt auf – denn sie sind in aller Munde. Diesen Punkt nennt man den „Gipfel der überzogenen Erwartungen“. Danach bricht die Sache in der Regel drastisch ein – die Auswirkungen bleiben hinter den Vorhersagen zurück, das Leben geht weiter. Die Kurve erreicht das sogenannte „Tal der

Enttäuschung“. Die Berichterstattung ebbt ab. Im weiteren Verlauf pendelt sich alles auf halbwegs realistischen Einschätzungen ein, man nennt diesen leicht ansteigenden Teil der Kurve etwas hochgestoßen den „Pfad der Erleuchtung“, bevor sich alles auf dem „Plateau der Produktivität“ normalisiert. Bestes Beispiel ist das Internet selbst: anfangs verkannt, dann – etwa in der Dotcom-Blase – dramatisch überschätzt und nunmehr auf einem stetigen Pfad des Selbstverständlich-Werdens.

Die dramatischste Zahl vorab: Vor wenigen Tagen hat der Börsenverein des deutschen Buchhandels vorab die ersten Ergebnisse einer qualitativen Studie veröffentlicht: Wir verlieren Leser. Haben sich 2012 noch 36,9 Millionen Menschen mindestens ein Buch gekauft, so waren es 2016 nur noch 30,8 Millionen. Deutschland hat über 6 Millionen Buchkäufer verloren. Fürs Lesen gilt Vergleichbares. Der eben noch gepriesene Buchhändler vor Ort steht nur im Vergleich gut da, in Wahrheit setzt sich der Rückgang von Buchhandlungen ungebremst fort und viele ältere Buchhändler haben Schwierigkeiten, einen Nachfolger zu finden. Die Zahl der im Börsenverein des deutschen Buchhandels vertretenen Buchhandlungen ist zwischen 2005 und 2016 von 4422 auf 2964 zurückgegangen. Und die Literaturkritiken sind zwar für einen literarischen Verlag tatsächlich weiterhin das wirksamste Mittel, Interesse und Neugier zu gewinnen. Aber der Platz für Buchbesprechungen geht noch immer ungebremst zurück – auch weil wir Verlage weniger Anzeigen in Feuilletons und Buchbeilagen schalten. Hatte eine Buchmessenbeilage der FAZ im Jahr 2000 noch 64 Seiten, so waren es vierzehn Jahre später noch 26; der Perlentaucher, der täglich die Buchbesprechungen in den großen Feuilletons auswertet, kommt zu dem Ergebnis, dass im gleichen Zeitraum die Zahl der Literaturkritiken um ein Drittel zurückgegangen ist. Ein Teufelskreis.

## **Was ist passiert?**

Wir hatten erwartet, dass wir auf unserem Terrain angegriffen werden. Zum Beispiel von Selfpublishern, die abseits der klassischen Verlage auf eigenwilligen, aber im Grundsatz vergleichbaren Wegen eigenwillige, aber im Grundsatz vergleichbare Werke vorstellen. Die gibt es, aber ihren Einfluss auf die Veränderungen würde ich nicht überschätzen. Gleiches gilt für Phänomene wie die Fan-Fiction: Begeisterte Leser schreiben Fortsetzungen ihrer Lieblingsbücher. Auch dies ein riesiges, kaum überschaubares Feld. Aber nicht der Grund für den Bruch, den wir erleben.

Ich muss in diesen Tagen manchmal an eine Formulierung denken, die ich ebenso wenig verstanden habe wie den Titel meines heutigen Vortrags, den alten DDR-Slogan „Überholen ohne einzuholen“. Wir hatten erwartet, überholt zu werden. Das werden wir nicht. Auf den genannten Kanälen steht die alte Welt gut und sicher da, nach wie vor geschieht Verbreitung und Bedeutungszuschreibung über die eingespielten Muster und durch die eingespielten Nadelöhre: Verlage, Buchhandel, Kritik, Preisjurs.

## **Und wenn das den neuen Textsorten vollkommen egal ist?**

Ich erinnere mich, wie wir Ende der Achtzigerjahre Vilém Flussers eben erschienenen Band „Die Schrift“ lasen. Darin sagte er das Ende des alphanumerischen Codes voraus. Mich schauderte. Im Stillen fragte ich mich, was ich ohne Buchstaben wäre. Ob all das, was mir wichtig ist, ohne das Alphabet überleben würde. Dreißig Jahre später stellen wir fest: Flusser irrte. Heute wird in jeder Minute mehr geschrieben und gelesen als in früheren Zeiten in einem ganzen Jahr. Das betrifft nicht nur öffentliche Texte. Meine Kinder verbringen große Teile ihrer Jugend

mit dem ununterbrochenen Lesen und Beantworten von etwas, das man nach klassischen Kategorien Brieffreundschaften genannt hätte, auch wenn der Ausdruck seltsam verkehrt klingt. In jeder Minute werden allein über WhatsApp vier Millionen Kurznachrichten verschickt. Flussers Prophezeiung scheint in ihr überkandideltes Gegenteil verkehrt.

### **Was sagt das über die Dichtung?**

Der Übergang von Analog zu Digital ist, das steht außer Frage, der Übergang in eine neue Dimension. Die Schwierigkeit bei Übergängen in andere Dimensionen ist, dass man nicht weiß, wie genau man hinüberkommt. So auch bei der Frage nach dem, was digitale Dichtung sein könnte. Es geht uns wie den gezeichneten Männchen auf einem Blatt Papier. Vielleicht haben sie davon gehört, dass es eine dritte Dimension gebe, aber sie wissen nicht, wie sie aus der Fläche hinausgelangen. Aus unserer Warte ist es leicht, wir möchten ihnen zurufen, sie müssten doch nur die Hände zu uns herausstrecken, um der Fläche des Papiers zu entkommen. Dabei geht es uns selbst ja nicht anders beim Versuch, unsere dreidimensionale Welt zu verlassen: Wir kennen die Regeln der nächsten, aber was hilft das? Mathematiker wissen fast alles über die vierte Dimension, die Zahl der Kanten, die ein Würfel darin hat usw. Den Eingang finden sie trotzdem nicht. So geht es auch uns in Bezug auf digitale Literatur.

Wir können hochrechnen, wie sie sein wird, ohne eine genaue Vorstellung davon zu entwickeln, wie sie sich anfühlt. Sicher ist: Weil Vervielfältigung früher Aufwand bedeutete, vervielfältigte man veredelte Produkte. Weil Distribution Aufwand bedeutete, distribuierte man wertvolle Produkte, also ganze Bücher etc. Heute ist Distribution gratis und das Konzept der Vervielfältigung ist in digitalen Zeiten obsolet.

Es wird in Zukunft also voraussichtlich nicht mehr um das eine abgeschlossene Großwerk gehen. Es ist nicht schwer, sich auszumalen, dass die Formate knapper sein werden als bei den Tausendseitern, die heute unsere Buchhandlungen bevölkern. Sie nimmt eher die Form von Mosaiken an. Man kann das Häppchenkultur nennen, Schnipsel. Oder die Muster anregend finden.

Sicherlich wird das Konzept des einzelnen genialischen Schriftstellers ersetzt durch eine kollektive, womöglich amorphe Autorschaft mit kollektiven Wegen der Werkschaffung. Das ist offen gestanden einer der Punkte, die mir am meisten Sorge bereiten. Je mehr ich selbst in digitalen Welten unterwegs bin, desto mehr schätze ich das Modell künstlerischer Eigenständigkeit, wie wir es vom autonomen Artisten kennen. Aber womöglich ist das relevante Stichwort auch eher Austausch und kleinteiliges Aufeinander-Reagieren einzelner Stimmen, die ihren Monadencharakter beibehalten. In Zukunft könnten künstlerische Äußerungen zunehmen, die mehr mit der konturlosen, pseudonymen Überallstruktur von Graffiti zu tun haben als mit dem goldgerahmten, abgegrenzten Ölgemälde.

Wenn wir etwas aus der Vergangenheit lernen wollen: Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die neue Form längst da, wir sehen sie nur nicht. Als vor hundert Jahren die klassische Musik in ihre Krise kam, fragten sich die Beteiligten lange, wie es weitergehe, und probierten allerlei Neue Musik aus. Mit Zweifeln und nicht immer mit voller Überzeugung. Dabei hätten sie einfach nach nebenan schauen können: Wo längst wie wild Jazz gespielt wurde und dieser den Siegeszug der Populärmusik begründete. Zunächst noch ganz ohne parallele Strukturen, ohne geregelt Markt, ohne normative Bewertungssysteme.

Wer weiß, vielleicht heißt das, was früher Haiku war, heute Tweet. Was man damals als Kalendergeschichte las, begegnet einem heute in den aufgeweckteren Seiten der Sozialen Medien.

Am Ende, nach allen Ausflügen, aber landet man vorerst wieder am Anfang. Was feststeht: Wir können keine Gewissheiten zur Zukunft geben, die den heutigen Tag überdauern. Für Gegenwart und nähere Zukunft aber stellen wir fest: Print gilt. Die Vermittlungsinstanzen gelten. Die Orte der Bedeutungszuschreibung. Auf diesen Wegen werden wir nicht überholt. Aber neugierig auf Neues sollten wir sein. Wahrscheinlich taucht es anderswo auf als erwartet.

## „Angemessener“ Sprachduktus Am Beispiel des Sprechakts Predigt

*Erich Garhammer*

Um 0:48 Uhr am ersten Weihnachtsfeiertag versandte der Chefredakteur der WELT Ulf Poschardt noch einen Tweet. Er hatte sich maßlos über die Predigt in der Christmette geärgert: *„Wer soll eigentlich noch freiwillig in eine Christmette gehen, wenn er am Ende der Predigt denkt, er hat einen Abend bei den Jusos bzw. der Grünen Jugend verbracht?“*

Die Reaktionen überraschten ihn. Er wollte nur einen Austausch in der Gottesdienstgemeinde auslösen, aber seit Wochen debattiert man öffentlich über den Sinn der Predigt. Poschardt erfreut: *„Ist es nicht schön, wenn Predigten wieder so ernst genommen werden?“*

Ich möchte diesen Vorgang zum Anlass nehmen – zumal bei einer Tagung über die Bedeutung der Literatur für kirchliche Sprachkultur –, mit Ihnen nachzudenken, ob Prediger von Literaten lernen können.

### **I. Predigtkritik der Literaten: Sie sagen eher, wie es nicht geht, aber das pointiert!**

Einen Aufschrei aus der Kirchenbank hat Alois Brandstetter formuliert, emeritierter Literaturwissenschaftler in Klagenfurt und Romancier. In seinem Roman „Die Abtei“ lässt er Kommissar Dr. Einberger das Kloster Freimünster – es handelt sich um Kremsmünster – inspizieren, weil dort der kostbare Tassilokelch gestohlen wurde. Der Kommissar geht allen Spuren und Indizien nach, die im Kloster Ärgernis hervorrufen könnten. Er stößt nicht nur auf den betrunkenen Pförtner, sondern auch auf

die mindere Qualität der Predigt. So wendet er sich in seinem Abschlussbericht an den Abt: „*Ja, mein Abt, die Geistlichen, auch die Geistlichen machen Fehler, und einer dieser seelsorgerischen Fehler besteht darin, dass sie nicht predigen, wie es wünschenswert wäre ... Bitte, mein Abt, dass Pater Adalbert klein ist und nicht die Statur des heiligen Bonifatius hat, dafür kann er nichts und das macht auch nichts ... Dass er aber nicht nur kein großer Prediger ist, sondern auch auf dem Gebiete der Predigt einen Zwerg und ein kleines Kirchenlicht darstellt, das geht ins Auge, das geht leider nicht ins Ohr ... Ich überlege schon, ob ich nicht bald mit Ohropax zur Kirche gehen soll, denn das Ohr wird ja durch diese laschen und schwachen, wenn auch leider elektronisch verstärkten Predigten beleidigt, schwer beleidigt ... Wenn ich den Priester dort draußen Pax vobiscum sagen höre, dann meine ich manchmal, er sollte uns lieber Ohropax wünschen.*“ Der Kommissar kommt schließlich auf den Brauch zu sprechen, dass man sich früher nach der Predigt mit einem „Vergelt’s Gott“ bedankt hat. „*Heute ist es mir oft, als würden wir uns nur noch dafür bedanken, dass der Prediger weiter nicht viel gesagt und nach fünf Minuten Gott sei Dank Schluss gemacht hat. Heute ist es wie eine große Erlösung, wenn wir Vergelt’s Gott sagen. Oder ich ärgere mich und verstehe das Vergelt’s Gott als einen Fluch und einen Ruf nach Vergeltung: Gott, der Herr, zahle dir diese Predigt heim, Pater Adalbert.*“<sup>1</sup> Der Kommissar fährt fort, dass in der Bibliothek die Bücher verstaubt seien, während die Mönche der Abtei nicht wüssten, was sie predigten sollten. Der Schluss legt sich nahe,

---

<sup>1</sup> Brandstetter, Alois, *Die Abtei*. Roman, München 1981, S. 59–61. Zur Poetologie von Brandstetter vgl. Ders., *Geistiges, Geistliches, Schöngeistiges. Anmerkungen eines praktizierenden Schriftstellers zu Religion und Literatur*, in: Tück, Jan-Heiner/Mayer, Tobias (Hg.), *Nah – und schwer zu fassen. Im Zwischenraum von Literatur und Religion*, Freiburg im Breisgau 2017, S. 162–177.

als könnte gute Literatur die nötige Abhilfe schaffen und eine Inspiration für die Prediger bedeuten.

Doch auch aus dieser Richtung ist der Spott der Literaten längst formuliert worden. So hat sich Heinrich Böll in seinem Roman „Ansichten eines Clowns“ über Prälat Sommerwild mokiert, der in seinen Predigten stets seine literarischen Lesefrüchte zum Besten gab: *„Bei Sommerwild habe ich immer den Eindruck, dass er genauso gut Kur- oder Konzertdirektor, Public-Relations-Manager einer Schuhfabrik, ein gepflegter Schlagersänger, vielleicht auch Redakteur einer ‚gescheit‘ gemachten modischen Zeitschrift sein könnte. Er hält jeden Sonntagabend eine Predigt in St. Korbinian. Marie hat mich zweimal dorthin geschleppt. Die Vorführung ist peinlicher, als Sommerwilds Behörden erlauben sollten. Da lese ich doch lieber Rilke, Hofmannsthal, Newman einzeln, als dass ich mir aus den dreien eine Art Honigwasser zurechtmischen lasse. Mir brach während der Predigt der Schweiß aus. Mein vegetatives Nervensystem verträgt bestimmte Erscheinungsformen von Unnatur nicht ... Da ist es mir schon lieber, wenn ein hilfloser, dicklicher Pastor von der Kanzel die unfassbaren Wahrheiten dieser Religion herunterstammelt und sich nicht einbildet, ‚druckreif‘ zu sprechen.“*<sup>2</sup>

Böll entwirft hier gegenüber dem literarisch versierten Prediger einen Gegentypus, der rhetorisch unbedarft – dem *sermo humilis* verpflichtet –, aber glaubhaft die Wahrheit des Christentums stammelt. Böll hatte eine ganz konkrete Predigergestalt vor Augen, nämlich Prälat Bernhard Hanssler, Leiter der Bischöflichen

---

<sup>2</sup> Böll, Heinrich, *Ansichten eines Clowns*. Roman, Köln 1963, S. 111. Vgl. dazu Garhammer, Erich, *Tod eines Predigers. Skizze zu Prälat Sommerwild*, in: Langenhorst, Georg (Hg.), *30 Jahre Nobelpreis Heinrich Böll. Zur literarisch-theologischen Wirkkraft Heinrich Bölls*, Münster 2002, S. 163–166.

Studienstiftung „Cusanuswerk“ und Geistlicher Direktor des Zentralkomitees der deutschen Katholiken in Bonn-Bad Godesberg. Hanssler war in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts eine Institution in Fragen von Kultur, Kunst und Katholizismus. Böll modellierte ihn literarisch zu Prälat Sommerwild und kompensierte damit auch den Misserfolg seiner Kulturzeitschrift „Labyrinth“, die er einstellen musste. Während dem Kulturprälaten die Leute zuströmten, wurde dem Kulturprojekt von Heinrich Böll der finanzielle Hahn zugedreht. Böll erzählte die Entstehung seines Romans dem Literaturkritiker Heinz Ludwig Arnold: *„Die Geschichte dieses Buches kann ich Ihnen ganz einfach erklären. Ich habe einige Zeit mit Freunden eine Zeitschrift gemacht, die hieß ‚Labyrinth‘. Sie kennen die Sage vom Labyrinth, die Theseus-Ariadne-Geschichte. Wir mussten die Zeitschrift drangeben, nicht nur aus finanziellen Gründen, sondern auch, weil wir nicht wussten, wie weiter; und dann schrieb jeder der Herausgeber, es waren vier, eine kleine Erklärung des Scheiterns. Und meine Erklärung war eine Interpretation der Theseus-Sage, und diese Interpretation war der Plot für den Roman. Es ist eigentlich die Geschichte von Theseus und Ariadne: Theseus im Labyrinth, Ariadne schneidet den Faden ab und da sitzt er da. Und das Labyrinth, und das kann ich in dem Fall wirklich sagen, weil ich den Zusammenhang, den Kontext kenne, ist der politische deutsche Katholizismus. Für mich war das der Einstieg in den Roman, es war eigentlich die Fortsetzung der Zeitschrift als Roman.“*<sup>3</sup> Wie weiland Lessing die Reimarusbriefe auf seiner Kanzel, dem Theater, mit dem Stück „Nathan der Weise“ fortsetzte, so verwob Heinrich Böll das dem politischen Katholizismus zugeschriebene Scheitern des Zeitschriftenprojekts in die Handlung seines Romans „Ansichten eines Clowns“.

---

<sup>3</sup> Böll, Heinrich: *Interviews 1961–1978*, Köln 1978, S. 159.

Nach dieser Kritik am Genus Predigt durch Literaten bleibt die Frage: Wohin soll ich mich dann wenden oder woher kommt mir für diesen schwierigen Sprechakt Hilfe? Mein Vorschlag: von der Literatur. Aber das muss ich nach dem vorher Gesagten nun begründen.

## 2. Literaten: Beispiele für gelungene Reden

*Christoph Ransmayr: Rede bei der Basler Buchmesse*

Basler Buchmesse: Alle warten gespannt auf die Eröffnungsrede des Literaten Christoph Ransmayr. Welche Pointe hat er auf Lager? Welche geniale Idee wird er ins Spiel bringen?

Er erzählt einfach, wie er die Sprache gelernt hat: Er hat sie gelernt von seiner Mutter beim Löffeln der Buchstabensuppe. Zunächst hat er aus den Buchstaben Figuren gebaut. Seine Mutter, eine liebevolle, mit jahrhundertealten Märchen und Liedern vertraute, das kulturelle Gedächtnis im Herzen tragende Frau hatte dabei nur eine Sorge: dass die Suppe für den Jungen nicht kalt wurde. Allmählich lernte er mit seinen am Porzellanstrand aus dem Suppenozean gefischten Buchstaben das Lesen. Er wurde ein Eingeweihter in das Geheimnis der Schrift. Bevor seine Mutter 60-jährig starb und er mit ihr sprechen wollte, öffnete sie noch einmal die Augen und legte ihren Zeigefinger wortlos auf ihre weißen Lippen: Still. Still. Sei still. Magst ruhig sein.

Und dem Jungen von einst und dem mittlerweile von den Buchstaben betörten Literaten wurde bewusst: Bei aller Kostbarkeit der Sprache und der Kraft ihrer Verwandlung gibt es ein Allerletztes, aus dem auch die Sprache aufsteigt und in das sie zurückkehrt: das Schweigen. Man lernt es in solchen Situationen und es wird zu einer Haltung, die allem Sprechen vorausliegt und es grundiert. In seinem Buch „Gerede“ hat er seine rhetori-

sche Grundüberzeugung formuliert: „*Reden, Ansprachen, die nicht auch vom Leben der Menschen berichten, von ihren Hoffnungen, Ängsten, Sehnsüchten und katastrophalen oder verbrecherischen Irrtümern, könnten ebensogut als leere Thesen gedruckt, an Wände und Tore geschlagen und dort in Ruhe vergessen werden. Die Ansprache ist wohl jene Spielform des Erzählens, die der ältesten dieser Formen am nächsten kommt: dem Bericht am Feuer, den ein heimkehrender Jäger oder Sammler denen erstattete, die er bei seinem Aufbruch zurückließ und nun beteiligen wollte an allem, was er ohne sie erlebt oder erlitten hatte. Aber selbst der überzeugendste Redner wird in heiterer Gelassenheit nie vergessen, daß, was er vor seinen Zuhörern noch so leidenschaftlich und beschwörend zur Sprache zu bringen vermochte, gemessen an der ungeheuerlichen Vielfalt, Rätselhaftigkeit, Bedrohlichkeit oder auch Schönheit der Wirklichkeit, am Ende doch nur selten mehr sein konnte als: Gerede.*“<sup>4</sup> Die Rede produziert keine Eindeutigkeit, sondern ist Zeugnis, persönliches Zeugnis von der Rätselhaftigkeit des Lebens und seiner Schönheit. Ein nicht aufzulösendes Paradox.

*Peter Handke: Rede bei der Beerdigung des Freundes  
Hermann Lenz*

Am 12. Mai 1998 starb der Schriftsteller Hermann Lenz. Er wäre ein relativ unbekannter Schriftsteller geblieben, hätte ihn nicht Peter Handke bekannt gemacht. Er veröffentlichte am 22. Dezember 1973 in der Samstagsausgabe der Süddeutschen Zeitung einen Beitrag über Hermann Lenz mit dem Titel „Wie ausgeblasene Eier“. Dieser Artikel war eine große Erzählung:

---

<sup>4</sup> Ransmayr, Christoph, *Gerede. Elf Ansprachen*, Frankfurt am Main 2014, S. 9. Vgl. zum Werk von Ransmayr Wilke, Insa (Hg.), *Bericht am Feuer. Gespräche, E-Mails und Telefonate zum Werk von Christoph Ransmayr*, Frankfurt am Main 2014.

Handke beschrieb, wie ihm die Texte von Hermann Lenz besonders bei seinem Flug in die USA naherückten. Während einer Erkrankung, die geradezu in eine Angstphobie führte, wurden ihm die Sätze von Hermann Lenz zur Heimat: *„Ich bekam vom Lesen ein Kindheitsgefühl: als ob nun endlich alle Vermissten zu Hause wären ... kaum jemals habe ich mich so geborgen gefühlt.“* Dann folgte sein Besuch bei Lenz in Stuttgart und Handke erfuhr diese literarische Geborgenheit nun auch existenziell. Hermann Lenz hat ihm in einer Krise das Leben gerettet.

Und so hielt ihm Peter Handke auf dem Nordfriedhof in München bei der Beerdigung die Totenrede. Er habe von Lenz einen Satz im Ohr. Wenn er zum Schreiben ging, habe er immer gesagt, er gehe probieren. Oder er sagte: Ich gehe zum Kritzeln.

*„Dabei hat dieser Mensch vielleicht in diesem Jahrhundert jene deutsche Prosa dahingekritzelt oder durchprobiert, die die Menschheitsträume verbindet mit dem nüchternen Chronistentum. Er ist etwas ganz anderes gewesen als ein Vordenker. Er ist, wenn man seine Bücher liest, Satz für Satz, ein Vordatmer geworden ... Für mich bleibt er mein Vordatmer.“*<sup>5</sup> Und dann erzählt Handke die biblische Stelle, an der der Prophet Elia Gott hört im Hauch. So war für ihn Lenz: Lebensatem. Ein Bekenntnis, eine Verneigung. Der bekannte Schriftsteller hat dem Verkannten und Unbekannten ein Gesicht gegeben – nicht nur am Grab, sondern längst vorher.

Reiner Kunze hat den beiden Eigenbrötlern eine lyrische Hommage gewidmet:

---

<sup>5</sup> Handke, Peter, Hermann Lenz. *Berichterstatter des Tages*. Briefwechsel, hg. von Böttiger, Helmut/Brombach, Charlotte/Rüdenauer, Ulrich, Frankfurt am Main und Leipzig 2006, S. 412–414, hier S. 413.

*Hermann Lenz*

*Nun ja, ein Einzelgänger.  
Von dem redet bald niemand mehr.  
Schade, daß er was kann.  
H. L.*

*Ein einzelgänger, von dem  
die einzelgänger reden*

*Der schneidermeister Madl  
im Bayerischen Wald  
und in Paris  
der dichter Handke*

*Von denen, die von solchen  
nicht reden, redet  
niemand mehr<sup>6</sup>*

Von Einzelgängern reden kann nur, wer sich über ihr Leben gebeugt hat. Nur so erfährt man etwas von ihnen. Kunze weiß, dass Hermann Lenz in Bischofsreut Urlaub beim Schneidermeister Madl machte, sich dort einquartierte, mehr konnte er sich nicht leisten. Nicht nur zwischen Stockholm und Paris verläuft ein Meridian, wie Nelly Sachs an Paul Celan schrieb, auch zwischen Bischofsreut und Paris, zwischen Lenz und Handke.<sup>7</sup> Auch in der Predigt geht es um die Entdeckung der unbedeutenden Orte, um Achtsamkeit für das Unscheinbare, um Wertschätzung der Biografien, um die Meridiane des Schmerzes und des Trostes in Lebensgeschichten.

---

<sup>6</sup> Kunze, Reiner, *lindennacht*. Gedichte, Frankfurt am Main 2007, S. 90.

<sup>7</sup> „Zwischen Paris und Stockholm läuft der Meridian des Schmerzes und des Trostes“, so Nelly Sachs am 28. Oktober 1958 an Celan, in: Wiedemann, Barbara (Hg.), *Briefwechsel Paul Celan – Nelly Sachs*, Frankfurt am Main 1993, S. 25.

### 3. Was ist ein angemessener Sprachausdruck?

Reden kann nur, wer auch schweigen kann (Christoph Ransmayr) – reden kann nur, wer sich der Vorläufigkeit des Redens bewusst ist: ich geh probieren (Hermann Lenz) – meine Rede wächst, wenn ich einen Voratmer habe, ein Vorbild (Peter Handke). Das Reden wird kein Gerede, wenn ich die Kunst des Erzählens nicht verlerne. Papst Franziskus hat bei der Kanonisierung von Papst Johannes XXIII. auf das medizinische Wunder verzichtet. Es ist Wunder genug, dass von diesem Papst so viele Geschichten erzählt werden. Homiletik ist die Kunst, das Geschichtenerzählen zu lehren und zu lernen.<sup>8</sup> Um diese Kunst sollte es beim Predigen gehen, nicht um die Reglementierung, wer predigen darf und wer nicht.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat erstmals die Predigt in die Liturgie integriert, die Einheit von Predigt und Liturgie gefordert: „homilia ... pars ipsius liturgiae“ (SC 52). Dieser Zusammenhang wollte die zentrale Bedeutung der Schriftauslegung in der Liturgie hervorheben, hat aber zum Verbot der Laienpredigt geführt (CIC, Can. 767): „Unter den Formen der Predigt ragt die Homilie hervor, die Teil der Liturgie selbst ist und dem Priester oder dem Diakon vorbehalten ist.“

Meine Lösung: Bischof Valerian erlaubte Augustinus, im Gottesdienst zu predigen, obwohl damals nur den Bischöfen das Predigen erlaubt war. Er erklärt es mit der „utilitas ecclesiae“. Wenn der Kirche so ein Talent geschenkt wird, muss es auch zur Geltung kommen dürfen. Heute haben wir durch die theologische Ausbildung viele solcher Talente. Sie müssen endlich

---

<sup>8</sup> Vgl. dazu Garhammer, Erich, *Erzähl mir Gott. Theologie und Literatur auf Augenhöhe*, Würzburg 2018 und Taylor, Charles, *Wie Erzählen Bedeutung erschafft*, in: Ders., *Das sprachbegabte Tier. Grundzüge des menschlichen Sprachvermögens*, Berlin 2017, S. 551–605.

auch bei der Predigt zur Geltung kommen.<sup>9</sup> Voraussetzung dafür sollte sein, dass sie eine besondere Gabe der Sprachacht-samkeit mitbringen und darin geschult werden. Nur so können institutionell zugesprochene und persönliche Kompetenz zu-sammenklingen.

Nora Gomringer hat erzählt, wie sie durch das Vortragen bibli-scher Geschichten das Lispeln verlernt hat. Ihre Mutter hat ihr auch Lust auf die erste Lateinstunde gemacht hat. Damit hat sie den Zauber des Übersetzens entdeckt, der in alle ihre literari-schen Texte ausstrahlt. Prediger und Predigerinnen sollten auch etwas von diesem Zauber verspüren.<sup>10</sup>

---

<sup>9</sup> Vgl. zu meinen Argumenten näher: Garhammer, Erich, *Von Augustinus lernen. Eine überraschende Entdeckung zur Predigt-tätigkeit von Laien*, in: *Stimmen der Zeit* 137 (2012), S. 3–11.

<sup>10</sup> Vgl. dazu Gomringer, Nora, *Man sieht's. Der Gott zwischen den Zeilen der Nora G.*, in: Tüek, Jan-Heiner/Mayer, Tobias (Hg.), *Nah – und schwer zu fassen. Im Zwischenraum von Literatur und Religion*, Frei-burg im Breisgau 2017, S. 121–161.

---

## Mit dem heiligen Antonius dem Anderen begegnen (Lesung und Diskussion)

Michael Köhlmeier, „Der Mann, der  
Verlorenes wiederfindet“

### Textauszug

*Bischof und Superior wussten Bescheid über die Vergangenheit des „Portugiesen“, wie Antonius im Kloster genannt wurde, sie waren von ihren Spionen sehr genau darüber informiert worden, was die Augustiner in Lissabon und Coimbra von ihm hielten; wussten aber auch, dass er einen langen, schweren Kampf gegen Hochmut und Übermut hinter sich hatte; anerkannten, dass sich Antonius in die Einsiedelei zurückgezogen hatte, um in sich zu gehen und die Demut und die Liebe zu lernen.*

*Der Bischof befahl ihm, die Predigt am Pfingsttag zu halten, und Antonius gehorchte. Eine Nacht hatte er Zeit, sich vorzubereiten.*

*Also sag's uns endlich, Chronist! Wie war es gewesen, als er seine erste Predigt hielt?*

*Der Beginn war ein Stammeln, eindrucklicher, als es sein Superior zustande gebracht hätte, und nicht weniger inbrünstig als vor Jahren sein Augustinerabt an jenem Nachmittag unten am Ufer des Mondego. Er sah die Worte vor sich, und er sah sich selbst, wie er auf einer Anhöhe am Rand eines neblichten Feldes stand und den Worten nachschaute, die im Brodem verschwanden wie die Wildgänse; und weil gerade jene Worte, die er so sorgfältig vorbereitet hatte, die seine Rede mit ihren Flügeln hätten in Schwung bringen sollen, als erste sich auflösten,*

hielt er inne und wandte sich an die Gläubigen, die ihre Gesichter zur Kanzel emporreckten, und nach einer langen Pause sagte er:

*„Die Worte schwinden mir, und mir ist, als würden mir gleich die Sinne schwinden. Wenn ihr die Nähe Gottes spürt und ihr ihm eilig ein Gebet zurufen wollt, das allein euer eigenes Gebet ist, und ihr die Worte nicht findet ... kennt ihr diesen Schmerz in der Brust? Ihr kennt ihn. Und so geht es mir jetzt. Das Heilige ist unter uns, und es ist im Begriff, sich den segnenden Händen unseres Bischofs anzuvertrauen ... Gern würde ich meine Rede hier schließen und beteuern, die wahrhaft aufrichtige Predigt wäre Schweigen und Augenschließen; aber mein Gewissen sagt etwas anderes. Es sagt: Feigheit wäre das. Es sagt: Bekenne! Bekenne, dass du der am wenigsten Begabte bist. Dass du ausgewählt wurdest, weil du nicht auserwählt bist. Weil du Beispiel geben sollst für die Kleinheit des Menschen. Denn erst, wenn der Mensch sich seiner Kleinheit gewärtig ist und wenn er bereit ist, sie anzunehmen, füllt er seinen Platz in der Schöpfung aus ...“*

*Schon war er in Versuchung zu rufen: Ich, ich bin der Kleinste, der Geringste unter euch! Aber das hätte ihm als Hoffärtigkeit ausgelegt werden können, wo doch der heilige Paulus diesen Adelstitel für sich in Anspruch genommen hatte, als er sich vom Saulus abkehrte und den Namen Paulus wählte, was „der Kleine“ heißt ... – Aber dieser Gedanke kam nicht allein; unter dem häheren Gewand der Bescheidenheit ging der Bote eines größeren, eines wahrlich hochmütigen Gedankens: Petrus war der Fels, auf dem Jesus seine Kirche erbaut hat; Paulus war der Baumeister – ist nicht Franziskus der neue Petrus, der neue Fels, auf dem die neue Kirche errichtet werden soll? Dann aber bist du, Antonius, der neue Paulus, der Baumeister der neuen Kirche. Und diese neue Kirche wird aus deinen Worten gebaut*

---

werden, wie die alte Kirche aus den Worten des Apostels Paulus gebaut worden war.

*Da war ihm, als sähe er wieder sich selbst, diesmal nicht am Rand eines Feldes stehen, sondern auf der Kanzel, wo er ja auch tatsächlich stand, auf der Kanzel der Kirche San Mercuriale mit den groß geziegelten Mauerbögen und dem ovalen Fenster über dem Altar wie ein Auge ohne Apfel. Er predigte zu sich selbst und zu sonst niemandem, hörte sich selbst zu und sonst niemandem – war von sich selbst entzückt und von sonst niemandem. Seine Worte folgten keiner rhetorischen Schule, sie ließen sich nicht binden von der Dreieinigkeit aus Ethos, Logos und Pathos. Er sah nicht unter sich die Frauen mit den weißen Hauben in den Kirchenbänken hocken, er roch nicht den Geruch der Männer nach Wein und Trog. Mitleid und Liebe überkamen ihn; wie eine Mutter sprach er, wie zu einem Kind sprach er; wie ein Vater sprach er, wie zu einem erwachsenen Sohn sprach er. Aber Mitleid und Liebe galten niemandem außer sich selbst. Mitleid, weil er nun wusste, dass er sich nie, nie, nie vom Hochmut und dessen koketter Schwester, der Eitelkeit, würde befreien können; Liebe, weil er so viel, wie davon in sein Herz passte, retten wollte hinunter in die Ewigkeit der Hölle. Er sprach zu sich selbst, als wäre er allein auf der Welt übriggeblieben. Der Herr hatte ihm ein Talent gegeben, er würde es vermehren, aber nicht dem Herrn zurückgeben, sondern Feste feiern und das Gute an gutgläubige Narren und Speichellecker verteilen. – Das war eine schwere Sünde, das wusste er. Eine Welt voll Ungerechtigkeit ist die Zunge unter unsern Gliedern: Sie befleckt den ganzen Leib und setzt das ganze Leben in Brand und ist selbst von der Hölle entzündet.*

*Als er geendet hatte, war es still in der Kirche; sogar die Ziegen standen starr wie Statuen. Die Fliegen waren gelandet, die Münder der Bauern kauten nicht mehr, die Finger ihrer Frauen nestelten nicht an den Rüschen. Der Verputz an den Decken rie-*

*selte nicht, das Gebälk knarrte nicht, und Bischof und Superior hielten die Luft an. Nie zuvor hatten sie jemanden so reden hören.*

[in: Köhlmeier, Michael, *Der Mann, der Verlorenes wiederfindet*. Novelle, München: Carl Hanser 2017, S. 59–63.]

## Plenumsdiskussion

*Michael Köhlmeier:* Ich habe nicht oft Lesungen vor so vielen Theologen. Wenn ich dann nach Hause komme und meine Frau fragt „Wie war’s?“ und ich sage „Die haben keine Fragen gestellt ...“ Wie sähe denn das aus? Also würde ich gerne mit Ihnen ins Gespräch kommen ...

*Erich Garhammer:* ... da mache ich doch gerne den Auftakt. Herr Köhlmeier, haben Sie sich auch mit der *Legenda Assidua* auseinandergesetzt? Das war ja die erste, vom Duktus her stark hagiografische Erzählung zu Antonius von Padua. Ihnen gelingt es in Ihrer Erzählung, einen Heiligen, der uns als „Schlampertoni“ ohnehin schon heutig und vertraut ist, noch heutiger, noch vertrauter darzustellen. Sie tun das in der Weise, dass Sie am Schluss der von Ihnen erzählten Antoniusgeschichte die Versöhnung von abgespaltenen Lebensanteilen dieses Heiligen – was ja auch für unsere eigenen heutigen Biografien hochbedeutend ist – ganz nahe und gegenwärtig geschehen lassen. Sie machen das wunderbar mit verschiedenen Narrativen aus seiner Jugendzeit wie jenem des Geschichten erzählenden Großvaters oder des geistlichen Onkels, dessen Weg Antonius ja zunächst einschlägt. In gewisser Weise verfällt Antonius diesem geistlichen Onkel, diesem Verkürzer, diesem Aggressor – und findet erst am Schluss des Lebens zu seinem Großvater. Für mich ist das ein bewegendes Beispiel, wie sich Versöhnung ereignen kann, und zwar jenseits von großen Ritualen. Durch Ihre Novelle ist mir der Antonius so nahe gerückt wie noch nie!

*Michael Köhlmeier:* Ich bitte die geistlichen Herren, mich zu korrigieren, wenn ich da falsch liege, aber das Merkwürdige ist ja, dass Antonius gerade für viele Leute, die mit dem Glauben gar nichts zu tun haben, da ist; er ist als „Schlampertoni“ da, was vermuten lässt, dass er ein volkstümlich-naiver Mann gewesen sei; aber das war er nun überhaupt nicht. Einerseits war er vermutlich der intellektuellste, den der Franziskanerorden überhaupt hervorgebracht hat. Zugleich muss Antonius ein unglaublich volkstümlicher Redner gewesen sein – um nur ein paar Ungereimtheiten aufzuzählen –, weil er jene riesige Menge von 3000 Zuhörern in seinen Bann geschlagen hat (gut, man hat im Mittelalter gerne übertrieben, aber es waren auf jeden Fall sehr, sehr viele Menschen). Antonius war Portugiese; ja, in welcher Sprache hat er denn den einfachen Leuten gepredigt? Wenn er auf Latein predigt, hören sie ihm nicht zu – das geht ja nicht. Auch wenn er zu ihnen in Vorformen des Hochitalienischen spricht, verstehen sie ihn nicht. Also muss er mit ihnen in ihrer einfachen Sprache, in ihrem Dialekt gesprochen haben. Das Gleiche hat er offenbar in Südfrankreich gemacht, ebenso in Spanien, ebenso in Nordafrika. Das heißt, einerseits muss Antonius eine große Fähigkeit gehabt haben, sich Sprachen, Volkssprachen anzueignen, andererseits muss er unglaublich belesen gewesen sein. In seinen „Sermones“ (das ist das Einzige, was von ihm schriftlich hinterlassen ist; es sind Notizen, die er sich für seine Predigten gemacht hat) sind unzählige biblische Zitate angeführt. Also muss er die Heilige Schrift sehr gut gekannt haben. Dass nun solch ein Hochintellektueller schließlich einer der volkstümlichsten Heiligen überhaupt wird, ist ja schon sehr verwunderlich.

Ich kann keine historischen Romane schreiben und solche Romane interessieren mich auch nicht besonders. Historisch-Biografisches sehe ich immer wie in einem fernen Spiegel. Es gibt ja aus der griechischen Mythologie jene schöne Geschichte von

Perseus. Perseus soll den Kopf der Medusa abschlagen, aber jeder, der die Medusa ansieht, wird zu Stein, weil sie so potthässig ist. Da gibt ihm Pallas Athene einen hochpolierten Schild, der lässt sich wie ein Spiegel verwenden und nun kann Perseus indirekt – über den Spiegel – diesen Streich führen. Das ist für mich ein schönes Sinnbild: Man kann manchmal der Sache nicht direkt ins Auge sehen und die Sache wird dann dadurch deutlicher, dass man sie in einem Spiegel sieht. Meine Antonius-Novelle ist ein sehr, sehr persönliches Buch, d. h. auch in meiner persönlichen Gegenwart kenne ich diesen Kampf, den man als Intellektueller führt zwischen Hochmut und gleichzeitig wissend um die eigene Bedeutungslosigkeit. Dieser Kampf gewinnt an Schärfe in einer Zeit wie heute, wo die Geisteswissenschaften nun wirklich nicht hoch angesiedelt sind. Wie rettet man sich darüber? Indem man jene Mischung aus Hochmut und Demut lebt. Man merkt selber, dass einen der pure Hochmut dumm macht, dass er die Liebe vernichtet, also bekämpft man ihn mit Demut. Diesen inneren Kampf habe ich in Antonius gesehen und auch in ihn hineingesehen. Dem Dichter ist das Finden gleich viel wert wie das Erfinden.

*Nora Gomringer:* So einen Menschen wie den heiligen Antonius, den bräuchte es doch auch heute – warum gibt es eigentlich nie oder nur höchst selten den Versuch der Transponierung einer Heiligen-Vita in unsere Zeit? Sie, Herr Köhlmeier, bleiben beim fernen Spiegel. Es ist alles entrückt. Das finde ich großartig. Aber warum versucht niemand, den heiligen Antonius beispielsweise in einen DDR-Roman hineinzusetzen als einen Intellektuellen, der verbirgt, was er kann? Ich selbst würde immer aus der Notwendigkeit heraus denken, dass man einen solchen Stoff, wenn man ihn denn schon findet und derart literarisch „isolieren“ kann, vielleicht nutzt für eine weitere, plakativere, aktuellere Spiegelung.

---

*Michael Köhlmeier:* Das kann man ja auch; jeder Autor geht da verschieden vor. An Antonius aber hat mir gerade das Entrückte, dass scheinbar Altmodische gefallen. Wir haben doch durch das Christentum einen ungeheuren Schatz an Geschichten bekommen, genauso wie wir einen ungeheuren Schatz aus der Mythologie und dem Judentum und dem Orient bekommen haben. Vielleicht hätte ich mich vor etlichen Jahren noch gescheut, solch eine Heiligen-Vita aufzugreifen aus Sorge, die Kollegen würden auf mich schauen und sagen „Oh, bist du jetzt ein Kerzenschlecker geworden?“ Aber inzwischen habe ich ein Alter, in dem mir das egal ist. Überraschenderweise war ausgerechnet der Philosoph Konrad Paul Liessmann, mein Freund und Koautor, den ich als Agnostiker einschätzen würde, begeistert von meinem Plan, über den heiligen Antonius zu schreiben und er sagte: „Ja, gerade über einen Heiligen solltest du schreiben!“

*Thomas Sternberg:* Zunächst einmal ein großes Kompliment für die Art, wie Sie die Auszüge aus Ihrer Novelle vorgelesen haben; das finde ich großartig! Aber was passiert in Ihrer Novelle eigentlich literarisch, wer ist da eigentlich der Erzähler, wo steht dieser Erzähler? Sie schreiben ja keine klassische Biografie; Sie versetzen sich schon gar nicht unmittelbar in die Figur. Vielmehr arbeiten Sie oft mit indirekter Rede, mit etwas Beschreibendem und komponieren es dann so, dass in der Predigt-Szene der überaus lebensnahe, zutiefst menschliche Konflikt von Hochmut und Demut vor unseren Augen steht – einerseits scheinbar ganz abgelöst und andererseits doch völlig im innersten Zentrum der dargestellten Figur des Antonius. Das ist bei der Sterbeszene nicht anders: Auf einer eher abgehobenen Ebene scheint nachgerade „pittoresk“ die Frage auf, wie es ist, wenn etwas Physisches zu Ende geht und sich gleichzeitig seelisch etwas Hochvitales ereignet. Zugleich werden wir unerbittlich präsent in das Thema Sterbehilfe hineingesogen, gleichwohl in der Gebrochenheit des erzählerischen Beobachters. Ich habe den Ein-

druck, genau da liegt der Schlüssel dafür, dass Sie diese Figur so merkwürdig unbestimmt lassen.

*Hermann Wallmann:* Erich Auerbach hat ja in „Mimesis“ anhand der Werke der Weltliteratur herausgearbeitet, wie wichtig, wie „sprechend“ das Detail in der Schilderung einer Begebenheit ist. Herr Köhlmeier, auch Ihre Hagiografie – wenn es denn überhaupt eine ist – gewinnt ihre Autorität durch die Details. So ist es für mich sehr anrührend, wie beiläufig etwa jenes Holzstückchen erwähnt wird, mit dem man Vögel anfassen oder eben nicht anfassen darf oder dass bei der Predigt in der Kirche nicht nur die Menschen staunen, sondern auch die Fauna mitstaunt. Die Autorität des Erfundenen wird durch diese Details zwingend größer.

*Johannes Schröer:* Eine Frage: Kann man, wenn man als Schriftsteller ein kluger Mensch ist, seine Klugheit verleugnen? Denn genau das versucht der Antonius Ihrer Novelle doch.

*Michael Köhlmeier:* „Klugheit“ – was ist das? Klugheit oder auch Gescheitheit ist doch die Fähigkeit, analytisch zu denken, zu differenzieren, die Dinge zu zergliedern. Das ist aber eine Form von Klugheit, die einem beim Schreiben ein Haxel [sc. ein Bein] stellen kann – wie man in Österreich sagt. Ohne jetzt kokett sein zu wollen: Ich glaube, es ist gut, wenn ein Dichter ein bisschen „Blödheit“ im Sinne von Naivität hat. Ich meine damit nicht „kindlich“, denn wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, so hat der landläufige Begriff „kindlich“ für mich nicht zugefallen. Vielmehr habe ich mich als Kind in einem Maß rational empfunden wie später nie mehr in meinem Leben. Was die Erwachsenen da machten, das kam mir unverständlich und irrational vor; in meiner Eigenwahrnehmung war ich es, der die Dinge rational sah und alles war für mich irgendwie technisch lösbar. Als Kind hätte ich es nicht zugelassen, nach der Predigt des Antonius auch den Mörtel und die Ziegen und die

Fliegen still stehen zu lassen. Aber heute, als Erwachsener: Wenn nun der Hauch des Heiligen kommt, dann sind auch der Mörtel und die Tiere still und im Augenblick des Niederschreibens glaube ich es und ich habe das Gefühl, wenn ich es nicht ganz fest glauben würde, dann würden meine Leser es merken.

Lassen Sie mich zu dem eben Gesagten zwei Beispiele anführen: Émile Zola beschreibt in „Germinal“ ein Pferderennen derart detailliert, bis ins allerkleinste Detail, dass für meine Vorstellungskraft kein Raum mehr bleibt, weil ja alles schon vorgegeben ist. Anders bei Leo Tolstoi in „Anna Karenina“: Dort beschreibt er nur jene Dinge, die für Anna und den Grafen Wronski wichtig sind; den Rest lässt er weg. D. h. alles andere erzeuge ich in meinem Kopf selbst und an die Bilder meines eigenen Kopfkinos glaube ich fest. Bei Zola habe ich das Gefühl, der glaubt sich seine eigene Imagination nicht. Er geht hin, besucht die Pferderennbahn und schreibt alles bis ins kleinste Detail auf. Aber weil er eben seiner eigenen Imagination nicht glaubt, deshalb glauben wir sie auch nicht. Bei eigenen misslungenen Texten habe ich beim Vorlesen feststellen müssen: Die Zuhörer merken es, wenn ich mir nicht selbst glaube. Der Zuhörer spürt das auf eine geheimnisvolle Weise, die er selbst nicht erklären kann, aber wenn er sagt: Das gefällt mir nicht, dann gefällt es ihm nicht. Es ist genauso, wie wenn eine Frau sagt, sie liebt mich nicht, ich ihr aber antworte: „Ja, aber ich hätte doch gute Beweise, warum du mich lieben solltest.“ Es führt zu nichts.

*Albert Gerhards:* Mir ist bei der Predigt-Szene ein Gedanke gekommen, eine Erfahrung, die wohl jeder Prediger oder jede Predigerin einmal gemacht hat, nämlich die Gefahr des Missbrauchs der geistlichen Macht, die ja irgendwie auch den Antonius anfiht. Es ist eine Macht, die es tatsächlich gibt und ich fand, dass Sie das hervorragend dargestellt haben ...

*Michael Köhlmeier:* ... das führt mich zu der Frage an alle Theologen hier in unserem Kreis: Wenn Sie predigen, kommt es dann vor, dass Sie, wenn Sie auf der Kanzel stehen – und ich nehme an, dass Sie als Theologen auch an Gott glauben – das Gefühl haben: „Jetzt spricht wirklich der Heilige Geist aus mir“?

*Weihbischof Christoph Hegge:* Zunächst einmal ist Predigt ein dialogisches Geschehen mit den Zuhörern. Unter den Zuhörern gibt es aber Menschen, die rückmelden, dass ihnen die Predigt sehr viel bedeutet. Das lässt mich dann erahnen, dass durch meine armen Worte der Heilige Geist den Weg gefunden hat und das erfüllt mich mit Dankbarkeit. Das ist das eine. Das andere ist natürlich das stete Ringen um Authentizität, das Voraussetzung jeder gelingenden Predigt ist. Dieses Ringen, das Sie ja in der Predigt-Szene Ihrer Novelle so plastisch ins Wort bringen, ist ganz menschlich und insofern auch ganz christlich, insofern den Christen nichts Menschliches fremd ist, um mit der Pastoralconstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils zu sprechen.

Als junger Priester hatte ich eine „Ur-Erfahrung“ mit einem hochbetagten italienischen Priester: Wir hatten ein sehr persönliches Gespräch und ich beklagte mich bei ihm über mich selbst, indem ich sagte: Obwohl ich schon lange lebe, bin ich als Christ und als Priester kaum, nur ein klein wenig vollkommener geworden; es ist so mühsam und langwierig, besser zu werden. Da fing der alte Priester unglaublich an zu lachen und sagte: „Sai, la mia esperienza è che sono sempre rimasto lo stesso disastro.“ „Ach, weißt du, meine Erfahrung ist: Ich bin immer das gleiche Desaster geblieben wie früher.“ Das hat mich tief bewegt, dass dieser Mann, der als Junge wohl noch gelernt hatte, man könne durch Kasteiungen wie Brennessel essen usw., also durch äußere Werke, besser werden, am Ende seines Lebens zur Erkenntnis gelangt: Nicht ich bin es, sondern ER. Das führt zu einem Größeren, zu dem, der einen heilig macht.

Keiner ist aus sich heilig. Augustinus sagt, die Liebe, mit der man geliebt wird, macht heilig.

*Bischof Joachim Wanke:* Die Versuchung bei der Predigt, mich für die Stimme Gottes zu halten, hatte ich noch nie. Mir kommt es darauf an, was im Nachgang der Predigt dann konkret daraus entsteht. Genau darum geht es auch dem Apostel Paulus, wenn er etwa die Glossolalien in Korinth oder die Apollonweisheitsredner zur Rechenschaft ruft: „Was ist mit den Früchten eurer Rede? Dient das dem Aufbau der Kirchen, der Gemeinden oder ist das nur selbstverliebte Prosa?“ Das ist doch das Entscheidende!

*Michael Köhlmeier:* Ich glaube, dass es an diesem Punkt Berührungspunkte zwischen Kunst und Religion gibt. Vielleicht ist bei uns Künstlern der Heilige Geist etwas zu hoch gegriffen, aber, wenn einem etwas sehr gelingt, dann hat man doch manchmal das Gefühl: „Das habe ich nicht selber gemacht.“ Ich kenne keinen Künstler, der diesen Moment nicht kennt oder gekannt hat. Viele Künstler hatten ihn vielleicht nur einmal in ihrem Leben und wollen – fast wie ein Süchtiger – noch einmal diesen Augenblick erleben. Mein jüngster Sohn ist Maler und ich habe ihn manchmal im Atelier besucht. Da steht er, barfuß, hat diese Leinwand am Boden und diesen langen Pinsel und ich merke, während wir uns unterhalten, dass er richtig weggedriftet ist, und ich frage ihn: „Was denkst du dir?“ Und er sagt, er denkt eigentlich nichts, sondern er möchte einen Zustand erreichen, wo er selber staunend dem Pinsel zuschaut. Das ist ein mystischer Augenblick. Ich will dieses Wort jetzt nicht zu hoch hängen in dem Sinne, dass wir es eh nicht erreichen könnten, aber es gibt solche Augenblicke, wo man das Gefühl hat: „Ich würde das aus mir selbst nicht hinkriegen“ – Augenblicke des künstlerischen Schaffens, wo man besser ist, als man eigentlich ist ...

*Albert Gerhards:* ... genau das kann aber doch auch zur Versuchung werden; das meinte ich vorhin. Wenn ich es in Demut als Geschenk annehme, ist es in Ordnung. Aber es kann eben auch zur Methode, zur Attitüde werden und dann gerät es letztlich zum Missbrauch ...

*Michael Köhlmeier:* ... ja, dieser Moment droht dann für den Künstler zu einer Art Manipulator zu werden, wenn er meint, ihn aus eigener Kraft mitbedingen, hervorlocken zu können oder sogar einen Anspruch darauf zu haben.

*Weihbischof Christoph Hegge:* Aber beim gesprochenen Wort verhält es sich doch etwas anders; da ist die Selbstvergessenheit stärker. Als Priester steht man ja unter dem Wort Gottes und wenn es dann wirklich einmal einen solchen Moment gibt, wo man sich als Gefäß des Heiligen Geistes erleben darf, dann muss das doch nichts mit Hochmut zu tun haben, denn dieser Moment ist dann völlig dem subjektiven Einfluss entzogen. Lassen Sie mich es mit einem Sänger vergleichen: In den ersten Jahren des Werdegangs gibt man sich der Strenge der Gesangsausbildung hin, dann aber kommt irgendwann der Moment – wenn man ein großes Stück singt –, wo man merkt: „ES“ singt in einem.

*Bischof Joachim Wanke:* Bei mir hat „ES“ noch nicht gepredigt. Worüber ich mich freue, das ist – und das gibt es manchmal –, wenn jemand kommt und sagt: „Wissen sie, dieses oder jenes haben Sie mir damals gesagt.“ Das ist dann eine echte Freude. Aber das rechne ich nicht mir als Folge einer vermeintlichen besonderen Geistbegabung zu, sondern ich zähle es zu den Früchten, die erst im Nachgang geschenkt werden, d. h. ganz außerhalb meines Wirk- und Einflussbereichs. Es sind dann Früchte, die wachsen, ohne dass ich etwas dazu tun könnte. Allenfalls bin ich als Prediger ein klein wenig Anlass- und Stichwortgeber.

*Theresa Hahl:* Bei mir ist es, wenn ich vor vielen Leuten stehe, so, als würde ich meinen Text einfach in die Mitte des Raumes werfen. Auf einmal entstehen die Ideen wie Seifenblasen in den Köpfen der Menschen. Es bildet sich eine riesige Wortkraft und es ist dann wirklich so: Die Leute behalten meine Worte bei sich. Ich finde es total interessant, das von den Leuten rückgespiegelt zu bekommen ...

*Weihbischof Christoph Hegge:* ... und jetzt möchte ich noch einen draufsetzen. Natürlich gilt für uns immer der Anspruch: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Es darf nicht im Augenblick stehen- und steckenbleiben, wenn es um die Verkündigung des Wortes Gottes geht, d. h. unser gesprochenes Wort darf sich nie damit begnügen, nur zu einem schönen Moment zu führen. Wer sich sagt: „Ich genüge mir und es war mal wieder nett“, der liegt absolut daneben. Die entscheidende Frage ist vielmehr: Ist das gesprochene Predigtwort wirklich lebensverändernd? Bringt es wirklich Frucht? Bewirkt das Wort wirklich das, wozu es ausgesandt wurde im Heiligen Geist? Wir predigen ja nur über das, was wir als Offenbarung bezeichnen.

*Albert Gerhards:* Hoffentlich!

*Michael Köhlmeier:* Wenn ich der liebe Gott wäre – einmal vorübergehend angenommen –, würde ich sagen: „Der Paulus war ein so großer Poet, da braucht ihr heutigen Dichter doch gar nichts mehr zu schreiben und zu reden. Im Korintherbrief sagt Paulus: Wenn ich mit Menschen- und mit Engeln redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Damit hat Paulus die kürzeste und präziseste Theorie der Kunst geliefert.“ Aber wenn ich Gott wäre, wäre ich trotzdem unzufrieden mit Paulus. Ich würde zu ihm sagen: „Du bist ein Propagandist, denn das Schöne allein genügt dir nicht und du sagst immer, daraus müsse auch etwas folgen. Dir, Paulus, gefällt es nicht, wenn die Leute über Worte, über

Texte, über Dichtung sagen ‚Das ist schön‘. Wieso verwendest du das Schöne nur zur Propaganda für eine Sache? Wieso bist du nicht zufrieden damit, dass es einfach schön ist? Was habe ich, Gott, euch denn mehr zu bieten als das Schöne?“

Ich bin ein Verfechter der Oberfläche. Besonders die Deutschen sagen: „Wir gehen gleich auf’s Wesen“, wobei keiner von ihnen wirklich weiß, was „das Wesen“ ist. Sie missachten die Schönheit einer Oberfläche. Wie ist es denn mit der im Augenblick schönen Musik, die dann verklungen ist? An die kann man sich doch nur erinnern und außer der Erinnerung hat sie keine Folgen. Ist das nicht genug?

Weil ja hier unter uns auch viele Literaten sind: Vor etlichen Jahren habe ich „Lotte in Weimar“ von Thomas Mann gelesen. An das meiste kann ich mich im Einzelnen nicht mehr erinnern, aber an eine Sache doch ganz genau. Ich weiß nicht, warum ich mich ausgerechnet daran erinnere; vielleicht deshalb, weil diese Stelle einfach für sich ohne jede Folge nur schön ist: Lotte logiert im Hotel Elephant und dann ist sie beim Goethe zu Hause eingeladen und alle sitzen da und sie hat Angst und sie sitzt da und der Goethe kommt zu ihr und spricht mit ihr, er hört auch schon schlecht. Während sie da sitzen – sie haben gerade gegessen und es liegen Brotkrümel auf dem Tisch –, schiebt der Goethe die Brotkrümel zusammen auf ein kleines Häufchen. Dann macht er den Finger feucht und drückt drauf und streift das Häufchen am Teller ab. Ich kann Ihnen nicht sagen, warum mir diese eine kleine Szene so besonders in Erinnerung geblieben ist. Als ich sie gelesen habe, kam es mir vor, als wenn das das Letzte wäre, was man vor dem Tod sieht. Plötzlich repräsentiert dieses Formen der Brotkrümel, dieses Unbeabsichtigte, die ganze Schönheit der Welt. Daraus soll aber doch nichts folgen. Was folgt denn aus dem Ansehen eines Tannenzapfens? Gar nichts. Aber gibt es etwas Schöneres?

---

*Weihbischof Christoph Hegge:* Wir dürfen das Ganze nicht zu sehr sezieren. Was für den einen auf der Oberfläche schön und ein Augenblick des Faszinosums ist, das darf für ihn völlig legitim auch auf der Oberfläche bleiben. Den anderen aber trifft es in seiner Ganzheit, es verändert ihn nachhaltig. Diese unterschiedlichen Wirkweisen sind und bleiben unverfügbar; sie lassen sich nicht gegeneinander ausspielen. Herr Köhlmeier, ich glaube, ehrlich gesagt, nicht, dass Ihre Worte absichtslos sind im Blick auf uns als Hörer. Sie wissen doch gar nicht, bei wem es welche Oberfläche tangiert und wen es ins Mark trifft. Im Kommunikationsgeschehen ist es doch so: Die Worte, die Sie sagen und die ich jetzt höre, lassen mich in gewisser Weise als einen anderen gehen, als der ich hierhergekommen bin. Wenn ich Ihre Worte höre, dann kann ich ja nachher nicht so tun, als hätte ich sie nicht gehört. Ihre Worte „machen“ doch irgendetwas mit mir – etwas Kleines oder Großes, das kann ich doch jetzt noch gar nicht voraussehen. Das ist die unverfügbare Eigendynamik jeder Kommunikation – in der Musik, in der Literatur, im Wort Gottes!

*Theresa Hahl:* Um die Fronten jetzt zu befrieden, könnte man sagen: Dieser eine Moment, dieses eine Wort, kann einen Menschen so verändern, dass er es immer bei sich trägt. Solche Momente habe ich auch. Vor vielen Jahren kam eine Frau zu mir und sagte: „Ich habe dich vor einem Jahr gehört auf einem Slam und es war für mich ein unglaublicher Augenblick, weil du genau das gesagt hast, was ich in dem Moment gefühlt habe. Ich habe ein extremes Jahr hinter mir: Mein Mann hat mich verlassen, ich habe meine Arbeit verloren, ich musste umziehen. Alles was mir geblieben ist, ist dein Text.“ Damals gab es noch kein Youtube oder so. Die Frau hat einfach meinen Text aus dem Gedächtnis mitgeschrieben und hat mir dann zwei Drittel davon auswendig vorgetragen. Ich war geschockt, dass ein Text so eine Auswirkung haben kann. Es ist wirklich so, wie Michael Köhl-

meier es vorhin gesagt hat: Wenn ich selber ganz fest an das glaube, was ich sage, dann kann dieser eine Moment wirklich weitertragen und damit wird er für den Menschen unersetzbar.

*Albert Gerhards:* Jeder Text wirkt auf jeden in einer besonderen Situation je unterschiedlich; es kommt immer auf den Kontext an. Ich gebe Ihnen vollkommen recht, es geht darum, dass Kunst nicht – auch nicht von der Kirche – verzweckt werden darf. Sondern sie kann nur als autonome Kunst wirken. Aber wenn sie sich in der Kirche ereignet und artikuliert, dann steht sie natürlich in einem anderen, ihrerseits nun nicht mehr verfügbaren und planbaren Horizont und von denen, die da in die Kirche kommen, kann sie vor diesem besonderen Horizont jeweils nochmals anders gelesen werden. Damit öffnet sich für die Rezipienten eine Dimension, die über den schönen Augenblick hinausgeht. Damit müssen die, die ihre Kunst in der Kirche anbieten, rechnen.

*Michael Köhlmeier:* Jede wirklich gute Kunst transzendiert sich doch und weist immer über sich hinaus.

*Albert Gerhards:* Ja. Aber wenn ich sie im Kirchenraum, im Gottesdienst verorte, dann ist die Wahrscheinlichkeit größer, dass Leute eben diese transzendente Erfahrung mit der Kunst machen. Diese neue Kontextualisierung legt den Transzendenzbezug eher offen als in einem neutralen Raum. Die Gefahr der Verzweckung ist hierbei freilich nicht von der Hand zu weisen und deswegen ist die Sensibilität für die Autonomie der Kunst im kirchlichen Kontext eine gebotene Sache.

*Weihbischof Manfred Grothe:* Ich glaube, Künstler, Poeten, sind viel freier als diejenigen, die das Wort Gottes verkünden. Als Dichter machen Sie sich Ihr Bild und versuchen diesem Bild in Ihren Worten nahezukommen. Sie tun das mit der ganzen künstlerischen Freiheit, die Ihnen gegeben ist. Das kann der, der verkündet, nicht. Seine schöpferische Kreativität im

Umgang mit den ästhetischen Mitteln ist längst nicht so breit gestreut wie das bei Ihnen als Künstler der Fall ist.

*Michael Köhlmeier:* Hätte der heilige Franziskus das auch so gesagt?

*Weihbischof Manfred Grothe:* Ich glaube schon. Selbst ganz große Prediger haben immer wieder gesagt, wie bedrückend die Aufgabe der Verkündigung für sie ist. Sie als Dichter schreiben doch in der Regel, weil Sie Freude daran haben und während des Schreibens kriegen. Freude, die „Freude im Herrn“, soll natürlich auch der Prediger haben, aber zugleich hat er dem Auftrag zu genügen, der ihm von der Kirche und damit von Gott her gegeben ist. Genau an diesem Punkt – das ist mir heute Abend deutlich geworden – sind da Unterschiede zwischen Dichtern und Gotteswort-Verkündigern, bei aller sonstigen Vergleichbarkeit. Manchmal beneide ich Sie fast ein wenig, wie Sie mit Bildern und mit kreativen Wortschöpfungen völlig frei etwas ausdrücken können, wo der Verkündiger im Gehorsam vor seinem Auftrag über die Eckpfosten seiner Sendung nicht hinausgehen darf ...

*Bischof Joachim Wanke:* ... aber Jesus Christus hat ja doch auch so allerlei „schräge“ Geschichten erfunden. Betrachten wir einmal das Material seiner Gleichnisse, diese vielen Dinge aus der Land- und Hauswirtschaft: Das ist ganz weltliche Materie. Manchmal arbeitet der Gleichniserzähler Jesus auch bewusst mit schrägen Charakteren, mit Menschen, die moralisch etwas zwielichtig sind, um im Kontrast die Botschaft des Reiches Gottes zum Leuchten zu bringen. Diese gewaltige Kreativität setzt sich in der Frömmigkeits- und Verkündigungsgeschichte in der Nachfolge Jesu über Jahrhunderte bis heute fort. Aber, ich gebe dir, Manfred, natürlich ganz recht darin, dass wir als Verkündiger des Wortes Gottes gebunden sind. Wir sind gebunden an das „Wort, durch das Gott zu uns spricht“ (so hat es der Lektor

heute bei der Morgenmesse nach der Lesung gesagt). Das „Wort, durch das Gott zu uns spricht“ ist unsere Melodie. Diese Melodie dürfen wir kreativ gestalten, auf welchem Instrument wir auch spielen. Da hat auch der Theologe in der Nachfolge Christi Spielräume.

*Daniela Danz:* Ich möchte gerne noch etwas ergänzen. Dass der Künstler freier sei als der Verkündiger, lässt sich so pauschal nicht sagen. Die Freiheit fällt dem Künstler nicht in den Schoß. Freiheit ist eine Suchbewegung, die vom Künstler selbst ausgehen muss. Auch der Künstler hat etwas, nach dem er sich strecken muss und dem er gerecht werden muss, nämlich die Form und den Stoff. Wenn ich mir einen Stoff vornehme, dann bin ich durchaus nicht so frei, dass ich alles machen kann, weil der Stoff mir auch Grenzen setzt und Vorgaben macht ...

*Weihbischof Manfred Grothe:* ... aber trotzdem ist der Künstler immer subjektiver. Das ist Ihr gutes Recht als Künstler. Die Freiheit, subjektiv einen Stoff zu behandeln, hat der Prediger nicht. Dabei betone ich nochmal: Es geht mir nicht um eine Qualifizierung, sondern ich will nur grundsätzlich den Unterschied deutlich machen.

*Magda Motté:* Amen.

*Michael Köhlmeier:* Dankeschön!

---

# Texte, Klänge und Stille im Gottesdienst

## Dokumentation des Stationengottesdienstes „Licht!“ am 2. Februar 2018 in der Abteikirche Michaelsberg

### 1. Station: Krypta

- **Stille**

Der Offiziant und die Gemeinde sitzen auf den Stühlen.  
Die Kantorin befindet sich außerhalb der Krypta.  
Die Krypta ist weitgehend dunkel.

- **Autorenlesung**

Die Krypta bleibt dunkel. Punktueller Leselicht für Autorin.

#### **Die Dichterin:**

*Gabriel zu Maria*

*Eine träge Aufmerksamkeit heftet meinen Blick  
auf das Buch  
ein Ziehen im Unterleib  
als käme einer den ich erwarte  
ich öffne das Fenster  
und sehe dem Bogen eines Vogels nach  
über dem nebligen Feld  
bis er abbricht und steil nach unten stürzt  
auf einen Punkt zu  
an dem der Nebel aufreißt*

*und ein panischer Hase  
den nächsten Haken nicht mehr ausführt  
das Frühlicht blendet  
dass ich die Hand  
vor die Augen halten muss  
ein Geruch von Maiglöckchen kommt herein  
bevor ich die Läden zuschlage  
es ist jemand im Zimmer*

(Danz, Daniela, *Pontus*. Gedichte, Wallstein Verlag, Göttingen  
42009, S. 18.)

### *Masada*

*Wenn Du dann stehst wo es still ist dass du  
es merkst wenn das Denken aufhört und  
das Hören anfängt wenn das Hören aufhört  
und das Sehen anfängt wenn ein Vogel  
fliegt wenn du als schwarzer Vogel gleitest  
und schreist wenn du zu sprechen ansetzt  
in der klaren Luft und von nichts sprechen  
kannst als dem Licht so als wäre es das erste  
Licht wenn du einen Schatten auf den Fels  
wirfst und sagst mein Schatten bleibt  
und der Fels vergeht wenn für jetzt wahr ist  
dass es gut ist den ganzen Einsatz zu wagen  
kannst du die Wüste mit Namen nennen*

(Danz, Daniela, *Pontus*. Gedichte, Wallstein Verlag, Göttingen  
42009, S. 24.)

---

*Gabriel zu Mohammed*

*Kommt wieder der eine  
der die Schlangen ins Zentrum des Glücks  
zurücktreibt  
ein Rascheln über dem steinigen Boden  
ruft ihn  
und im Gestrüpp eine Haut  
kommt er auf den Hang der Hochebene  
zugelaufen  
auf der Suche nach meinem Geruch  
Disteln mit zärtlichen Fellen zertritt er  
unter den nackten Sohlen  
blendend sind seine Gedanken  
und ich drehe mich gegen das Licht  
um an den Nusschalen seiner Fingernägel  
die kühlen Monde zu erkennen*

(Danz, Daniela, *Pontus*. Gedichte, Wallstein Verlag, Göttingen  
42009, S. 19.)

▪ **Abholung zur Prozession**

Nach einer kurzen Stille betritt die Kantorin mit einer brennenden Kerze langsam schreitend die Krypta.

Während des Schreitens singt die Kantorin die Antiphon vor und alle gemeinsam wiederholen sie unablässig:

**Kantorin/Alle:**


Lu - men ad re - ve - la - ti - ó - nem gén - ti - um,  
 et gló - ri - am ple - bis tu - ae Is - ra - el.

(T u. M: Liturgie; Notensatz: © Ständige Kommission für das Gotteslob, Bonn)

Die Kantorin umrundet den Altar und wendet sich dann dem Treppenaufgang zu. Der Kantorin folgen Offiziant und Gemeinde in den Hochchor der Oberkirche.

- **Prozession in die Oberkirche**

Angeführt von der Kantorin mit der brennenden Kerze prozessieren Offiziant und Gemeinde in die Oberkirche in den Hochchor.

## 2. Station: Hochchor

Der Offiziant und die Gemeinde nehmen auf den Stühlen im Hochchor Platz.

- **Kurze Stille**
- **Musikalische Hinführung zum Luzernar  
Saxophon und Orgel**



ans Ziel ih-rer Sehn-sucht. Sie finden in Jesus dei-nen Sohn, ih-ren  
 Ret-ter und Bruder. Er zieht die Menschen in den Bann dei-ner  
 Lie-be: sein Wort und seine heilende Kraft rich-ten sie auf und  
 offenbaren uns die Macht dei-nes Er-bar-mens.  
 Wir preisen dich, Va-ter der Menschen, denn in Christus  
 bereitest du allen Völkern das Reich des Frie-dens und der Ver-  
 söh-nung. Von ihm träum-ten dei-ne Pro-pheten, nach ihm  
 sehnen sich alle Menschen gu-ten Wil-lens. Dein Sohn führt  
 die Schöpfung heim in dein Er-bar-men, heim in die Um-ar-  
 mung der Lie-be. Dann fallen Himmel und Er-de nie-der, sie be-ten  
 ihn an und bekennen wie aus ei-nem Munde: Jesus Christus  
 ist der Herr, zur Herrlichkeit Got-tes des Va-ters.

- **Verteilen des Lichts an Offiziant und Gemeinde**

Der Offiziant begibt sich zu seiner Sedilie.

Während alle sitzen, verteilt die Kantorin das Licht an alle.

- **Musikalischer Nachklang des Luzernars  
Saxophon und Orgel**

- **Autorenlesung**

**Die Dichterin:**

*Kaskade des Glücks*

*weil es*

*heute*

*gibt*

*und jetzt*

*und darin das zusammengeraffte Jahr: alles was war und  
nie mehr*

*sein soll was als Glanz über uns kommt und als Teppich  
sich über*

*die Spitzen des Missmuts die eiligen Pflichten den ganzen  
Jammer*

*des Konsums breitet dass die Ameisensoldaten desertieren  
ihren*

*Staat*

*verlassen*

*zu uns*

*flüchten*

*in dieses Leuchten in dem riesige Mauersteine das  
wandernde Sehen*

*festhalten während das von Salamandern in den Mittag  
gesprengte  
Grün die Sterblichkeit anlockt und den Tod unter der  
Wurzel neckt den  
Tod mit dem sich leben lässt wenn man ihn kennt und seinen  
liebsten  
Traum:  
das klare  
sichere  
Heute  
und seine am Rand lagernden Dämonen füttert mit dem  
Überfluss der  
Gegenwart mit Zweigen voll reifer Dankbarkeit mit selbst  
gepflückter  
Süße und ihre Pranken auf Brombeerblätter bettet die das  
kreisende Blut  
aus dem Kopf ziehen sie duldsam machen für unsere  
verwegenen Gespräche  
über nichts  
als was  
man sieht  
und riecht  
was kitzelt uns Niesen macht und Blinzeln vor Glück und  
Huschen über  
die heißen Steine weil wir Salamander sind uns schütteln  
vor Licht  
noch einmal uns schütteln wie randvolle Teiche im Regen  
sich kräuseln  
noch einmal bevor die Nacht die Glut austritt die  
Brombeerblätter welken*

*der Tod  
uns zärtlich  
ans Ohr fasst  
und wir nicken*

(© bei der Autorin)

- **Schriftlesung**

**Lektorin (hier: Die Dichterin):**

*Lesung aus dem Buch Maleachi*

*So spricht Gott, der Herr:*

*Seht, ich sende meinen Boten; er soll den Weg für mich bahnen. Dann kommt plötzlich zu seinem Tempel der Herr, den ihr sucht, und der Bote des Bundes, den ihr herbeiwünscht. Seht, er kommt!, spricht der Herr der Heere.*

*Doch wer erträgt den Tag, an dem er kommt? Wer kann bestehen, wenn er erscheint? Denn er ist wie das Feuer im Schmelzofen und wie die Lauge im Waschtrog.*

*Er setzt sich, um das Silber zu schmelzen und zu reinigen: Er reinigt die Söhne Levis, er läutert sie wie Gold und Silber. Dann werden sie dem Herrn die richtigen Opfer darbringen.*

*Und dem Herrn wird das Opfer Judas und Jerusalems angenehm sein wie in den Tagen der Vorzeit, wie in längst vergangenen Jahren.*

*Wort, durch das Gott zu uns spricht.*

**Gemeinde:**

*Dank sei Gott.*

▪ Psalm 27

**Kantorin/Alle:**

*d/d.* IVa

Der Herr ist mein Licht und mein Heil.

**Kantorin (gesungen):**

- 1 Der Herr ist mein Licht und mein Heil: \*
- Vor wem sollte ich mich fürchten?
- 2 Der Herr ist die Kraft meines Lebens: \*
- Vor wem sollte mir bangen?
- 3 Dringen Frevler auf mich ein, \*
- um mich zu verschlingen,
- 4 meine Bedränger und Feinde, \*
- sie müssen straucheln und fallen.
- 5 Mag ein Heer mich belagern: \*
- Mein Herz wird nicht verzagen.
- 6 Mag Krieg gegen mich toben: \*
- Ich bleibe dennoch voll Zuversicht.

**Alle:**

*d/d.* IVa

Der Herr ist mein Licht und mein Heil.

**Kantorin:**

- 7 Nur eines erbitte ich vom Herrn, \*
- danach verlangt mich:
- 8 Im Haus des Herrn zu wohnen \*
- alle Tage meines Lebens,

9 die Freundlichkeit des Herrn zu schauen \*  
und nachzusinnen in seinem Tempel.

10 Denn er birgt mich in seinem Haus \*  
am Tag des Unheils;

11 er beschirmt mich im Schutz seines Zelt<sup>s</sup>, \*  
er hebt mich auf einen Felsen empor.

12 Nun kann ich mein Haupt erheben \*  
über die Feinde, die mich umringen.

**Alle:**

*d/d.* IVa

Der Herr ist mein Licht und mein Heil.

**Kantorin:**

13 Ich will Opfer darbringen in seinem Zelt, Opfer mit  
Jubel; \*

dem Herrn will ich singen und spielen.

14 Vernimm, o Herr, mein lautes Rufen; \*  
sei mir gnädig und erhö<sup>r</sup>e mich!

15 Mein Herz denkt an dein Wort: „Sucht mein Angesicht!“ \*  
Dein Angesicht, Herr, will ich suchen.

16 Verbirg nicht dein Gesicht vor mir; /  
weise deinen Knecht im Zorn nicht ab! \*  
Du wurdest meine Hilfe.

17 Verstoß mich nicht, verlass mich nicht, \*  
du Gott meines Heiles!

18 Wenn mich auch Vater und Mutter verlassen, \*  
der Herr nimmt mich auf.

*d/d.* IVa

Der Herr ist mein Licht und mein Heil.

**Kantorin:**

- 19 Zeige mir, Herr, deinen Weg, \*  
 leite mich auf ebener Bahn trotz meiner Feinde!
- 20 Gib mich nicht meinen gierigen Gegnern preis; \*  
 denn falsche Zeugen stehen gegen mich auf und  
 wüten.
- 21 Ich aber bin gewiss, zu schauen \*  
 die Güte des Herrn im Land der Lebenden.
- 22 Hoffe auf den Herrn und sei stark! \*  
 Hab festen Mut und hoffe auf den Herrn!
- 23 Ehre sei dem Vater und dem Sohne \*  
 und dem Heiligen Geiste,  
 24 wie im Anfang, so auch jetzt und allezeit \*  
 und in Ewigkeit. Amen. Kv

**Alle:**

Der Herr ist mein Licht und mein Heil.

(© Ständige Kommission für das Gotteslob, Bonn)

- **Fürbitten**

**Offiziant:**

*(Zu den nun folgenden Fürbitten wollen wir uns erheben.)*

---

*Im Fest der Darstellung des Herrn lebt der antike Brauch weiter, dem Herrscher bei seinem Besuch mit brennenden Lampen entgegenzugehen.*

*Jede und jeder von uns hat heute eine Kerze erhalten, die entzündet wurde – ein Ausdruck dafür, dass wir gemeinsam Jesus Christus entgegengehen wollen. Auch er kommt uns mit offenen Armen entgegen. Ihm dürfen wir unsere Sehnsüchte und Bitten anvertrauen.*

*Ich lade Sie nun ein, nacheinander Ihre brennende Kerze in die mit Sand gefüllte Schale hineinzustecken. Wenn Sie mögen, verbinden Sie mit diesem Zeichen Ihre persönlichen Anliegen und Bitten.*

- - - - -

*Lasset uns beten.*

*Herr Jesus Christus, deine Eltern haben dich nach jüdischem Brauch zum Tempel gebracht. Gott und Mensch sind in dir untrennbar verbunden. Gottes „Ja“ zur Welt und zu den Menschen ist unwiderrufbar. Die Bitten, die wir tief in unserem Herzen tragen, bringen wir nun vor dich.*

**Dichterin/Alle:**

Die Kyrie-Litanei wird in sehr getragendem Tempo unablässig wiederholt. Zu Beginn singt die Kantordin es einmal vor. Danach alle, mehrstimmig ad libitum.

Währenddessen steckt die Gemeinde nach und nach die Kerzen in die Schale.

Ký - ri - e, e - léi - son. Ký - ri - e, e - léi - son.

Ký - ri - e, e - lé - i - son.

(© Carus-Verlag, Stuttgart)

**Offiziant:**

*Jesus Christus, Du hörst unsere Bitten, auch wenn wir sie nicht laut aussprechen. Erfülle sie, wie es deinem Ratschluss entspricht. Wir loben dich mit dem Vater im Heiligen Geist, jetzt und in Ewigkeit.*

**Gemeinde:**

*Amen.*

---

- **Vaterunser**

**Offiziant:**

*Lasst uns gemeinsam beten, wie Jesus uns zu beten gelehrt hat.*

**Liturgen und Gemeinde:**

*Vater unser im Himmel,  
geheiligt werde dein Name.*

*Dein Reich komme.*

*Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.*

*Unser tägliches Brot gib uns heute*

*und vergib uns unsere Schuld,*

*wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.*

*Und führe uns nicht in Versuchung,*

*sondern erlöse uns von dem Bösen.*

*Denn dein ist das Reich und die Kraft*

*und die Herrlichkeit*

*in Ewigkeit.*

*Amen.*

- **Segen**

**Offiziant:**

*Der Herr segne euch und behüte euch.*

*Der Herr lasse sein Angesicht über euch leuchten und sei euch gnädig.*

*Der Herr wende sein Angesicht euch zu und schenke euch Heil.*

*Das gewähre euch der dreieinige Gott,*

*der + Vater durch den Sohn im Heiligen Geist.*

**Gemeinde:**

*Amen.*

- **Musik zum Ausklang**

Olivier Messiaen, „Le Verbe“ aus dem Orgelzyklus „La Nativité du Seigneur“ (in einer Bearbeitung für Saxophon und Orgel)

Weihbischof Dr. Christoph Hegge (Münster), Offiziant

Dr. Daniela Danz (Kranichfeld), Dichterin, Lektorin

Msgr. Prof. Dr. Wolfgang Bretschneider (Bonn), Orgel

Michael Neuhalfen (Ruppichterorth), Saxophon und Klarinette

Sylvia Dörnemann (Bonn), Kantorin

Prof. Dr. Albert Gerhards (Bonn), Konzeptionelle Leitung

---

# Begegnung mit dem ANDEREN in Dichtung und Kirche

## Impressionen und Perspektiven

*Weihbischof Christoph Hegge*

Die vergangenen drei Tage haben mir einen neuen Horizont eröffnet. Um es in einem Bild zu sagen: Es schien mir, als ginge ich von einem Blumengarten in den nächsten. Ich bin sehr dankbar für die Begegnungen, die sich mir tief eingepägt haben und nachwirken werden.

Literatur im Gespräch mit der Theologie – in diesem Dialog hat sich für mich eine eigene Welt eröffnet, die ich als Offenbarung empfinde. Das Thema unseres Treffens lautete „Begegnung mit dem ANDEREN in Dichtung und Kirche“. Da ich aus einer sehr relational denkenden theologischen Positionierung herkomme, ist mir „das Andere“ nicht einfach nur das Fremde, sondern das Andere konstituiert auch mein eigenes Sein, ja es ermöglicht überhaupt erst das Selbstbewusst-Werden. Ich brauche den Abgleich am Anderen und die spannungsvolle Beziehung zum Anderen, auch zum Fremden, unbedingt, um selbst eine Position bilden, mich selber verstehen zu können. Das ist eine anthropologische Setzung, und zwar in philosophischer, aber auch theologischer Tragweite.

In diesem Sinne muss „das Andere“ durchaus nicht nur das von außen Kommende sein, sondern es kann sich mir auch als das entbergen, was schon längst tief in mir ist. Solange ich aber dem Anderen in mir und um mich herum als vermeintlich stets bedrohlich Fremdem nur widerstrebend oder gar verleugnend gegenüberstehe, macht es mich ganz klein und verloren. Der Gewinner der Zivilisation ist folglich jener Mensch, der sich

„dem Anderen“ denkend, differenzierend, begegnend öffnet, will heißen: derjenige, der am meisten vernetzt lebt und denkt. Es geht um lebendige Beziehung – aber „lebendig“ im Sinne jenes Wortes von Bernhard von Clairvaux „plus ardere quam lucere“, also „mehr innerlich brennen als nach außen hin erscheinen“, d. h. bei glückender Beziehung geht es immer um die rechte Balance zwischen der Identität einer Person, der Originalität deren Ausdrucks und einem authentischen Pathos. Pathos in diesem Sinne meint also nichts attitudenhaft Aufgesetztes, keine Effekthascherei, sondern schlicht eine Exposition der Person. Wer kommuniziert, redet, öffentlich schreibt, setzt sich aus, macht sich angreifbar, wird verwundbar.

Heute Nachmittag werde ich zwei Firmungen halten, also zweimal vor jeweils etwa 800 Personen stehen; davon sind jeweils 100 Firmlinge in einem Alter von 15–16 Jahren. 90 Prozent des „Publikums“, die dort sind, gehen sonst nie zur Kirche. Und da stehe ich dann und soll eine Homilie halten. Ich nehme das Funkmikrofon und gehe nach unten – nicht als „katholischer Mario Barth“, sondern um auf Augenhöhe dieser jungen Menschen zu sein, ihre Welt in den Blick zu nehmen. Ich erzähle ihnen auch aus meinem Leben. Da begegnet einander dann in diesem Moment „Anderes“, kommt je ganz „Anderes“ miteinander in Austausch, denn diese Jugendlichen kommunizieren ja sonst auf WhatsApp, Instagram und Snapchat und für sie ist wichtig, wie oft sie geliked werden, wer ein „Sixpack“ hat und wer nicht und ob und wie sie sich stundenlang schminken ... Und während des Predigtgesprächs ergibt es sich dann bei Firmungen eigentlich immer, dass zwischen den Zeilen nach und nach die große Botschaft der Befreiung, der Versöhnung, der Begegnung mit einem Gott, der Mensch geworden ist, aufscheint. Genau das ist doch gemeint, wenn wir vom „Heiligen Geist“ sprechen – in der Diskussion mit Michael Köhlmeier haben wir ja um diese Frage gerungen. Wenn dann anschließend ein Jugendlicher auf mich

---

zukommt und sagt „coole Messe, geile Predigt, Bischof“ oder wenn – wie unlängst geschehen – eine Frau sagt, „also wenn die Messe immer so wäre, dann würde ich auch sonntags wiederkommen“, dann rechne ich das nicht mir als Leistung zu, sondern dann weiß ich: Hier ist Authentizität entstanden, hier ist echtes „Pathos“ im Sinne von Exposition, von Mitfühlen und teilnehmender Leidenschaft geglückt – und zwar auf beiden Seiten, bei mir *und* bei den Jugendlichen. So etwas ist immer nur durch das Wirken des Heiligen Geistes möglich.

Bei allen, die bei unserem Literaturgespräch in den letzten Tagen gesprochen haben, habe ich dieses echte Pathos, dieses Voninnen-her-Brennen gespürt. Sie haben mir Horizonte eröffnet – eine Alteritätserfahrung –, die ich bisher so in der Begegnung mit Epik und Lyrik noch nicht machen konnte. Und die Alterität dessen, was sie zur Sprache gebracht haben, hat mich nicht befremdet, sondern ich habe sie als extrem bereichernd empfunden.

In unserer Befassung mit dem „ANDEREN in Dichtung und Kirche“ hat sich in den vergangenen drei Tagen eine Nachbarschaft von Dichtung und Kirche herauskristallisiert, die keine Identität vorgibt, die dennoch wechselseitig inspiratorisch wirkt. Mit Interesse habe ich festgestellt, dass das „Geheimnisvolle“, das „ganz Andere“, in den säkularen Gegenwartsliteraturen vielfach aufscheint, aber dass es fast nie als Person, als Gegenüber benannt wird. In der von Habermas als „postsäkular“ bezeichneten Epoche greifen also die Literaturen und Narrationen durchaus „Alteritätserfahrungen“ auf, aber diese erhalten – anders als früher – meist keinen Namen. Ich könnte das jetzt aus kirchlicher Sicht als Verlust von Religiosität beklagen. Lieber aber möchte ich es als Chance sehen, zunächst einmal dem Erleben Raum zu geben – einem Erleben, das auf die größere Wahrheit verweist, die alle Grenzen menschlicher Erkenntnis

und auch konventioneller theologischer Rede und Schreibe sprengt.

Mit meiner Wertschätzung der säkularen Gegenwartsliteratur als „Fremdprophetie“ kann ich anknüpfen an die Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes* des Zweiten Vatikanischen Konzils. Ich zitiere: „Auf ihre Weise sind auch Literatur und Kunst für das Leben der Kirche von großer Bedeutung. Denn sie bemühen sich um das Verständnis des eigentümlichen Wesens des Menschen, seiner Probleme und seiner Erfahrungen bei dem Versuch, sich selbst und die Welt zu erkennen und zu vollenden; sie gehen darauf aus, die Situation des Menschen in Geschichte und Universum zu erhellen, sein Elend und seine Freude, seine Not und seine Kraft zu schildern und ein besseres Los des Menschen vorausahnen zu lassen. So dienen sie der Erhebung des Menschen in seinem Leben in vielfältigen Formen je nach Zeit und Land, das sie darstellen“ (GS 62). Meine Damen und Herren, hier, im Konzil, wird also die frühere Abqualifizierung der Künste als „*ancillae theologiae*“, also als „Dienstmägde der Theologie“, ebenso wie die antimodernistische Generalverdächtigung zeitgenössischer Künste als agnostisch und demoralisierend ganz klar vom Paradigma der Partnerschaft abgelöst.

Lassen Sie mich ganz zum Ende dieser Tagung vier Aspekte benennen, die ich an der Schnittstelle von Kirche, Theologie und zeitgenössischer Literatur identifiziere:

- Epik und Lyrik helfen, COMPASSIO zu entwickeln, d. h. ein Ein- und Mitfühlen mit der „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ der Menschen von heute – wie es das Zweite Vatikanische Konzil formuliert. Dichtung bringt ihre Leserinnen und Leser mit Lebenswelten in Berührung, denen diese sonst vielleicht aus dem Weg gehen oder mit denen sie nie in Kontakt kommen würden. Dies kann zur Erächtigung einer pastoralen Kernkompetenz führen: nämlich

unterschiedliche Milieus in einen wertebasierten Austausch zu bringen.

- Über die literarische Nachfrage nach Wirklichkeitsaneignung kann es zu einer impliziten, oft aber auch expliziten Nachfrage nach den Potenzialen religiöser Selbstexploration kommen. Als verdichtete Wirklichkeitsdeutung sind Epik und Lyrik theologisch relevant und können als Antithese, Kontrast, Vertiefung oder Konkretisierung der Position des religiösen Subjekts wirksam werden.
- Somit ist es für Kirche und Theologie ein lohnendes Ziel, aus den „Fremdprophetien“ der Gegenwartsliteratur einen eigenen sprachlichen und denkerischen Zugewinn zu schöpfen.
- Umgekehrt – und dieser Eindruck ergibt sich aus dem schönen Feedback unserer Gespräche – scheinen auch die Literatinnen und Literaten aus dem Dialog mit der Kirche etwas Wichtiges mitnehmen zu können: dass sie nämlich ihr Erkennen, Suchen und Fragen wiederfinden in einer Gemeinschaft von Menschen, die ihr Leben ausrichten auf ein Ziel, das zwar jenseits des Erreichbaren hier auf Erden liegt, von dem ihr Kultus und ihre Kultur gleichwohl ein realer Vorgesmack sind. Der bewegende Gottesdienst mit der Lyrik von Daniela Danz gestern Abend hat dies spürbar gemacht.

Mit diesen kurzen Impressionen und Aspekten möchte ich es bewenden lassen – nehmen Sie sie bitte als das, was sie sind: kleine Fragmente, geronnene Wachstropfen wie jene, die wir gestern Abend in der Abteikirche in den Händen hielten.

Ich wünsche Ihnen und uns Gottes Segen und freue mich bei Gelegenheit auf ein Wiedersehen und Widersprechen.